MARIENBOTE



April 1945

Inhalt

TO THE HOLY FACE

Sister Mary Limana, O.P.

How faintly do I comprehend, dear Lord,
The tenderness expressed upon Thy Face,
Blood-stained and bruised, which often I have seen
Portrayed; and which was fervently adored
By angels yielding Thee with fondest grace,
The homage due Thy Majesty when mean
And thoughtless mortals, such as I, caused Thee
That tragic death upon the altar Tree.

O Sacred Countenance, divinely sweet,
Disfigured so because of love for me,
May I remain repentant at Thy feet
Until Thine eyes resplendant I shall see,
And, in an ecstasy of pure delight,
Enjoy for aye the all-absorbing sight.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 7 | April 1945 | 13. Jahrgang

Dies und Das

Von kommenden Dingen. Vor mehr als zwanzig Jahren schrieb der später ermordete deutsche Politiker Walther Rathenau sein Buch "Von kommenden Dingen." Das mechanistische Reich der Welt durch die seelische Kraft des Geistes zum Reich kommender, schönerer Dinge umzuformen, wollte dieses Buch lehren.

Ganz anders als Rathenau es sich gedacht, haben sich aber diese kommenden Dinge auf uns herabgesenkt. Und wieder einmal stiert der Menschheit Blick aus den Ruinen zerschlagener Städte, Familien und Existenzen, aus der Verzweiflung der heimatslosen, von Tod, Schrecken und Hunger gehetzten Massen, aus dem über Totenlisten der im Krieg und Revolution Gefallenen aufgellenden Schrei in die Fernen einer immer noch dunklen Zukunft, neuer kommender Dinge harrend.

Eine Hoffnung wird sich gewiss erfüllen: Die Hoffnung des Hasses auf Rache. Unzählige knüpfen an diese Hoffnung auch die Erfüllung ihres Sehnens nach Ruhe und Frieden, nach Gerechtigkeit und nach einer ganz neuen, besseren Zukunft.

Dieses Hoffen auf Rache—halten wir uns das ganz klar im Sinn—strömt nicht nur aus den Geistern jener, die auf Hitlers Fall harren: Es hat sich ein zweiter Krieg unter den Flügeln des über uns dahinbrausenden Weltkrieges entfesselt, dessen Totenlisten heute schon lang, und dessen Schrecken denen des Weltkrieges nicht unterlegen sind. Und wir können jetzt schon mit aller Bestimmtheit sagen, dass dieser neue Krieg im Kriege noch lange nicht mit jenem Tage zuende sein wird, an dem die Vertreter der Völker den vor uns stehenden sogenannten Weltfrieden unterzeichnen werden!

Dieser neue Krieg, von dem die Zeitungen tagtäglich berichten, den wir aber beim Lesen der grossenSchlagzeilen über Völkersiege und Völkerabkommen übersehen, das ist der alte, unter kommunistischer und sozialistischer Führung neu erwachte Klassenkampf, der heute schon mit Waffen geführt wird. Griechenland und Frankreich, die innerpolitischen Krisen Belgiens, Hollands und auch Polens—wo man ja nicht nur um alte Grenzen, wo man aber auch für und gegen die Ideenwelt Moskaus kämpft—sind drohende Anzeichen kommender Stürme.

Und Moskau, das Land des Sieges kommunistischen und sozialistischen Klassenkampfes, hat das Europa unserer Tage in seiner Hand! Man gratuliert diesem Moskau—nicht nur zu seinen militärischen Siegen (am Anfang des Krieges sandte Hitler seine Glückwünsche an

Stalin. Ob Benes sich entschliessen wird, Stalin ein von Herzen kommendes Gratulationstelegramm zu senden, nach dem Moskau die Ruthenerfrage gelöst haben wird, ist abzuwarten, man gratuliert dem Kreml zum Siegesmarsch seiner Ideen!

Morgenröten der Freiheit meinen viele in den Triumphen Russlands aufgehen zu sehen, während andere, und zwar sehr viele andere, jeden Schritt des kommunistischen Russlands in die Weiten der Welt und in die Weiten der Politik als neue, schreckende Gefahr ihrer jetzt schon so umschnittenen persönlichen Freiheit fürchten.



Das Christentum im Sturm der kommenden Dinge.

Auf welcher Seite das Christentum—nicht nur das katholische—in diesem neuen Kriege steht, ist der Welt klar. Das Christentum kämpft nicht gegen Russland — genau so wie es nie gegen Deutschland gekämpft hat. Aber wie deutsche Christen, Katholiken und Protestanten, zu den allerersten Frontkämpfern gegen die Ideologie Hitlers gehören, so stand und so steht auch heute noch jeder christlich überzeugte Mensch gegen alles, was kommunistischer und sozialistischer Philosophie ist. Ob dieses nun aus Russland kommt oder aus Deutschland, aus Afrika oder gar aus Canada: Die Christenheit kämpft nicht gegen Länder und Menschen, sie kämpft gegen die Missachtung der Rechte Gottes und für die Achtung der Rechte der Menschen.

Im Kampf zwischen Christen und Kommunismus wird dem Christentum oft der Name "römisches Papsttum", und sehr oft auch das Eigenschaftswort "kapitalistisch" gegeben. So, als ob "Christentum" ein politischer Deckmantel der katholischen Kirche wäre, unter dem sie im Interesse ihrer "politischen und kapitalistischen Macht" streite und die Welt in ewige Unruhen versetze.

Diese Art von Angriffen kennen wir zu genügend. Wer mit uns steht—und auch jene, die, obwohl gegen uns kämpfend, uns sehr wohl kennen—wissen, dass die Kirche viel gefährlichere Waffen hat als nur den ihr vorgeworfenen Eifer um "Macht und Stellung". Die Kirche ist Vorkämpferin christlicher Ideale, die in jeder anderen christlichen Gemeinschaft mit derselben Furchtlosigkeit vertreten werden, wie die Katholiken sie in die Welt tragen. Kenner der katholischen Ueberzeugung — Feinde und Freunde — sind sich klar darüber, dass im antikommunistischen und antisozialistischen Streit der Kirche Roms das Christentum, das katholische und das überzeugte protestantische, zum Kampf sich gestellt hat. Trotz aller Trennung auf theologischem Gebiete, stehen der überzeugte und der offizielle Katholizismus und der christlich überzeugte offizielle Protestantismus auf gleichem Standpunkt, wenn es um die natürlichen Rechte Gottes und der Menschen sich handelt.

Und um ganz natürliche Rechte Gottes und der Menschen handelt es sich in diesem Kampf zwischen Christentum einerseits, und Kommunismus und Sozialismus anderseits. Genau so wie das Christentum trotz all der schönen Geschichten von den "fetten Pfaffen", von den "Diamanten in der Papstkrone" und von den "kapitalistischen Schachzügen Roms" nie geschwiegen hat, als es den Kapitalismus Gottes und der Menschen Rechte brechen sah!

Die grossen Rundschreiben (Enzykliken) der Päpste sind öffentliche Dokumente. Sie reden vom Programm des Christentums — nicht von einem politischen, sondern vom Gerechtigkeitsprogramm aller überzeugten Christen — und zeigen klar und deutlich, dass ihr Kämpfen gegen jede Art von Diktatur gestellt ist, gegen nationalsozialistische genau so wie gegen kommunistische oder sozialistische Staats- und kapitalistische Wirtschaftsdiktatur.

Das Christentum erkennt nur einen einzigen Diktator an, und das ist Gott. Gott hat seinen Menschen Gesetze und auch Rechte zudiktiert, die keine Weltenmacht, auch kein Christentum, ändern darf.

Zu diesen Rechten gehören: Das Recht zum Eigentum und zur Vergrösserung des Eigentums durch Arbeit und Klugheit, dass Recht der Berufs- und Standeswahl, das Recht der freien Wahl, der freien Arbeit, der freien Aussprache, der freien Organisation, das Recht der Eltern, Hauptaufsicht über ihrer Kinder Erziehung und Schulung zu führen, das Recht des freien Geistes und des freien Gottesdienstes.

Diese Rechte sind unterbunden, wo immer die Diktatur des Sozialismus auftritt, ob es nun nationaler, krass-kommunistischer oder irgend ein anderer Sozialismus ist. Kein Mensch und keine Gemeinschaft darf sich anmassen, Völkern Unfreiheiten aufzuzwingen, um dem Missbrauch der Freiheit von seiten einiger (Kapitalisten, wie das sozialistische Programm lautet) vorzubeugen.

Das Christentum steht auf dem Mittelweg zwischen kapitalistischer und kommunistischer so wie auch sozialistischer Wirtschaftsdiktatur.

Es will weder die Geldkönige noch den sozialistischen Staat auf den Thronen der Welt sehen: Das Christentum will harmonisches Zusammenarbeiten von Staat, Kapital, Arbeit, Landwirtschaft und Gesellschaft. Es will auch nicht Papst oder die berühmten "fetten Pfaffen" auf den obersten Sitzungsstühlen der Konferenzsäle haben. Es ist aber nur für Männer, denen Moral und Gewissen etwas gelten. Männer, die das über ihnen stehende Gesetz der Verantwortung vor Gott und der Menschheit bekennen, die nicht Parteikämpfer, sondern wahre Verwaltungsbeamten der Völkerfamilie — nicht nur ihrer Partei und auch nicht nur ihrer Klasse oder ihrer Nation—sind.

★ ★ ★

Ostern Aus dem Grabe, in das der Menschheit Wahnsinn Ihn gelegt, ist Christus erstanden. Und mit Ihm kamen zurück ins Leben all' jene hohen, edlen Ideale, die der Kreuzesmann gezeichnet, wenn immer Er vom neuen Menschen sprach. Diese Ideale des neuen Menschen sind heute genau so unsterblich wie Christus selbst. Sie haben Jahrhunderte durchwandert, flammend und zündend wie das Osterlicht. Sie haben ihr Feuer in unzähligen Geistern erlöschen und von gewaltigen Weltenmächten zertreten sehen. Manchmal waren es nur noch einige, die dieses Licht im Sturm der Zeiten hochzuhalten wagten. Aber sie hielten es, und sie fanden immer wieder Männer, die es ihnen abnahmen und weitertrugen.

Das Ideal der Freiheit der Gottessöhne, es steht und lebt und flammt auch heute noch und es wird stehen bleiben und weiter zünden, denn es wird genährt nicht von menschlicher Macht, sondern von Dem, Der durch Seine Gnade den treuen Menschen ähnlich werden lässt der Wahrheit, der Weisheit, der Gerechtigkeit und dem Adel Gottes.

Christus liebte Seine Gottheit und Er liebte Seine Menschheit, Er liebte Seinen Himmel und Er liebte Seine Erde so weit, dass Er den Erlösungstod für sie auf sich nahm.

Deshalb ist auch kein wahrer Christ erdenfeindlich und welthassend. Die Welt aber hasst den Christen, und zwar meistens nicht deswegen, weil er Christ ist, sondern weil er nicht ganzer Christ ist. Weil er nicht lebt, was er lehrt. Weil er den Frieden, die Gerechtigkeit und jene Liebe nicht bringt, die er der Welt predigt.

Der heutige Durchschnittschrist hat kein christliches Programm, er läuft mit mit der Welt. Er hascht dem Vorteil genau so nach wie jeder andere, den er nach seinem Parteiprogramm bekämpft. Er weiss genau so wenig von den Grundsätzen, auf denen der Kampf des Christentums gegen unchristliche Mächte gebaut ist, wie die meisten Romhasser. Er glaubt wohl an Gott, aber, ganz gleich seinen ungläubigen Brüdern, an keinen Teufel und an keine Satansversuchungen. Er ist leichter zum Beten zu bewegen als zum Glauben, dass die Kirche mit ihren Entscheidungen nicht Politik will, sondern Schutz den allereinfachsten menschlichen Freiheiten. Er freut sich und ist stolz, wenn christliche Männer mit Mut und Eifer sein Brot und sein Haus verteidigen, er wird aber kalt und gleichgültig, wenn dieselben Männer ihm sagen, dass das Brot der

(Schluss auf Seite 11)

... Ostern ...

Vorbei sind die dumpfen Winterstubenstunden. Draussen ist es hell und sonnig. Tolle Winde treiben spielend vor sich her all' das Kalte und das Frostige, das vor kurzem noch die Weiten und die Höhen und die Tiefen der Natur beherrscht.

Hier und da wagt sich schon ein Blümlein an die Sonne und aus den Lüften grüssen uns die ersten Sänger Gottes.

Ist der Frühling nicht stärker als der starre Tod der Winter? Immer wieder kommen sie, die kleinen und die grossen Boten des Lebens. Mag auch in jedem Herbst das Sterben über ihre Blätter und Blüten sich senken: Das Leben selbst stirbt nie. Das Leben ist ewig, weil es in sich trägt den Odem des ewigen Vaters!

Alleluja! — Laut und froh singt es die Christenheit in die österlichen Lüfte des Frühlings. Der Glaube an das Leben klingt aus diesem Alleluja. Der Glaube an das Leben jenes neuen Menschen, den Christus uns vorgelebt, der in Christus, Tod und Teufel überwindend, dem Grabe entstieg, um ewig unter den Söhnen der Erde zu bleiben.

Diesen Glauben hochhaltend in unseren schaffenden Händen, treten wir hinein in die Wirrnisse einer Welt, die den neuen Menschen will, und die diesen neuen Menschen hasst, die ihn bewundert, und ihm zu gleicher Zeit den Kampf auf Leben und Tod erklärt.

Wir wagen diesen Kampf um das Edelste, um das Hohe und das Hehre in der Menschheit Christi und in der Menschheit dieser Erde, die doch nur einen einzigen Erlöser haben kann, nämlich den Auferstandenen!

Frohe Ostern wünschen wir allen unseren Lesern und auch allen denen, die mit uns an den neuen Menschen glauben.

Glaube schafft neues Leben, und jedes neue Leben bringt Sieg! Der Schriftleiter.

Rex

Eigens für den Marienboten

Heinrich M. Waldkugler

Rex war der Hund des Gemeindearztes. Sein Herr, der grosse, starke Dr. Otto Haupt, mit der wilden Mähne und dem ewig kräftige, gottlos fluchende Reden führenden Mund, behauptete fest und teuer, Rex sei ein höchst reinrassiger Hund. Reinrassig von väterlicher und aller väterlichen Vorfahren Seite, reinrassig auch von der Mutter und allen ihren vorfahrlichen Generationen. Der Dorflehrer jedoch, ein grosser Hundekenner, hatte seine Zweifel an Rexens reinem Blut. Diese Zweifel gründete er auf eine Beobachtung, die er sich aus Rexens Jugend aufnotiert hatte. Es war nämlich ein schönes Stück Zeit vergangen bis Rex erkannte, welche Rolle Zaunpfähle und Telegraphenstangen in jedem Hundeleben spielen. Ein reinrassiger Hund habe so etwas von frühester Jugend an im Blute, meinte der Lehrer. Reinrassige Hunde kommen schnell zur Erkenntnis. Rex habe sich in dieser Beziehung erst spät entwickelt, also dürfe man wohl an seinem Blute zweifeln.

Rex kümmerte sich inzwischen herzlich wenig um des Lehrers weise Beobachtungen. Genau so wenig Sorgen machte ihm der donnernde Wortschwall seines Herrn, wenn dieser die Reinrassigkeit seines Hundes zu beweisen und mit furchtbarem Augenrollen und drohenden Gebärden zu bekräftigen suchte.

Rex hatte ein wahres Himmelsleben auf Erden. Schwarz war er, schwarz wie jeder edle Wachtelhund. Lange Ohren flogen ihm wild um seinen klugen Kopf, wenn er die Dorfstrasse entlang raste. Und auf der Dorfstrasse war Rex daheim. Dr. Haupt liess dem Hunde alle mögliche Freiheit. Nur wenn Rex bei ihm war, den Arzt auf seinen Krankengängen begleitend oder neben dem Doktor im Auto sitzend, nur dann musste Rex Anstand und Gehorsam zeigen.

Alles das tat Rex sehr gern. Denn er liebte seinen Herrn aus den allerletzten Tiefen seiner Hundeseele und seine Treue dem Doktor gegenüber war echt und ungeteilt.

Rex liebte im allgemeinen jeden Menschen, und alle liebten ihn. Nur die alte Huberin am Ende des Dorfes, die Wittfrau mit dem weiten Rücken, dem ununterbrochen kauenden oder schwätzenden Mund, mit einer Kuh und dreissig Hühnern, nur die war Rexens ewige Feindin.

Vor einem Jahre, als Rex gerade seine jugendlichen Flegelzeit durchmachte, war er unter ihre Hühner geraten. Nie in seinem Leben hatte er seine unbesorgte Hundefreude dermassen austoben können wie damals! War das eine Stunde! Schreiende Hähne und Hühner und fliegende Federn in der Luft! Der Hof war nur klein und von einem hohen Zaun umgeben. Keines der Viecher konnte ihm entweichen. Rex konnte mit aller Lust schnappen, rechts und links und nach oben und hinter sich. Wo immer er seine Zähne hinwandte, überall bekam er eine zappelnde Henne oder einen wild schreienden Hahn in sein ganz der Leidenschaft der Hühnerfreude hingegebenes Maul.

Bis ihn dann plötzlich eine Hand am Kragen packte und ein mächtiges Holzscheit um Ohren, Rücken, Schenkel und Beine ihm krachte, dass Rex alles Hören und Sehen und alle Hühner vergass.

Wie betäubt war Rex im ersten Augenblick. Dann aber kamen ihm die Sinne zurück. Er roch die alte Huberin und in seinen Ohren gellte das wütende Kreischen der empörten Wittfrau.

Der Holzscheit tobte ihm immer noch um Ohren und Schenkel.

Mit einem plötzlichen Ruck wandte Rex sich damals geschmeidig um und vergrub sein scharfes Gebiss in die Hand der nach allen Heiligen schreienden Huberin.

Dieser Biss war seine Rettung. Die vor Schmerz heulende Huberin hatte ihn losgelassen, und

---

Das wär' ein Graun, wenn alle Glocken,
An einem Morgen, tieferschrocken,
Von selbst erklängen: Gott ist tot.
Erst stände jeder, wie erschlagen, still;
Dann Weinen, Beten, und Geschrei voll Not'
Weil Ihn jeder aufwecken will.

G. Schueler.

ehe sie sich umschaute, war nichts von Rex zu sehen als nur zwei lange, aus einer wild die Dorfstrasse entlangrasenden Staubwolke auftauchende Ohren.

Das war vor einem Jahr gewesen. Rex war in der Zwischenzeit gescheiter geworden, ein wahrer Rassehund ohne Furcht und Tadel. Keinem Huhn sprang er mehr nach und keinem Spatzen. Furcht hatte er aber auch vor keinem Menschen und vor keinem Vieh, sei es Hund oder Pferd oder Stier. Feigheit und Schwanzeinziehen, so etwas kannte Rex einfach nicht.

Nur wenn er der Huberin begegnete, suchte er seinen gestutzten Schwanzstiel zwischen seine Hinterbeine zu bekommen und einen Umweg zu machen um das ihm aus tiefstem Herzen verhasste Weib. Angst hatte er eigentlich nicht vor ihr. Aber — dieser Blick, den sie jedesmal auf ihn warf! Und dieser böse Geruch, der ihr entströmte, wenn sie sich nach einem Steine bückte, um ihn nach Rex zu schleudern! Das roch zu stark nach Weiberfalschheit und Weiberfeigheit, ein Geruch, den Rex unter keinen Umständen ertragen konnte.

Ausserdem wusste Rex ganz genau, dass sein Herr die Huberin, und dass die Huberin ihren Herrn nicht riechen konnte. Warum verprügelte sein Herr die Huberin nicht einmal? Rex musste des öfteren darüber nachsinnen. Wenn er, Rex, auch nur eine einzige kleine Dummheit beging, sofort sausten ihm Dr. Haupt's Hundepeitsche und grässliches Schimpfen um die Ohren. Die Huberin, warum bekam die nichts von seinem Herrn? Lust dazu hatte Dr. Haupt, das konnte Rex nur zu genau riechen.

Da musste etwas an der Huberin sein, dass selbst seinem Herrn, dem grössten und stärksten Mann im ganzen Dorfe, nicht ganz geheuer zu sein schien. Deshalb beschloss Rex, vorsichtig zu sein und klug und der Huberin nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen.

Bis es plötzlich anders kam.

Es war an einem Sommermorgen. Die Gartenhecke des Doktorhauses entlang ging die Huberin.

Plötzlich blieb sie wie versteinert stehen. Es wollten ihr fast die Augen aus dem Kopfe rollen, so staunte sie, wortlos, atemlos und entsetzt.

Am Ende der Gartenhecke, gleich neben der halb offen stehenden Tür, lag Rex. Lang ausgestreckt lag er auf seinem Bauch im Grase, den Kopf mit den blitzenden Augen auf die Vorderpfoten gestützt, und gespannt auf ein kaum zwei oder drei Tage altes Kind schauend, das vor ihm auf der Erde, in ein blaues Tuch gewickelt, lag.

Die Huberin schnappte nach Luft. In ihrer gewaltigen Brust krachte es förmlich vor Empörung.

"Heilige Maria und Joseph. Heilige Mutter Anna. Du Aas, erst Hühner und dann Kinder?"

"Leute! Leute! Hierher, hierher!" gellte der Huberin Stimme die Dorfstrasse hinunter. Dann riss sie die Gartentür ganz auf und stürzte sich auf den Hund.

Weit kam sie aber nicht. Rex, der bisher immer den Schwanz vor ihr eingekniffen, wandte ihr nur ein wenig seinen Kopf zu. Er blieb auf seinem Bauche liegen. Aber er knurrte, knurrte so ganz anders, als es die Huberin erwartet hätte. Seine Oberlippe war hochgezogen und legte seine langen, weissen Zähne frei. Grün und entschlossen waren des Hundes Augen auf seine Erzfeindin gerichtet.

Erschreckt wich die Frau zurück. Dann aber stieg es plötzlich hochrot auf in ihrem Gesichte. Wütend griff sie nach einem vor ihr liegenden Knüppel und sprang auf Rex zu.

Sie hatte sich aber verrechnet. Der Hund, der auf sie zusprang, ihr den Knüppel mit einem blitzschnellen Ruck seiner starken Zähne entriss und dann mit

Gruss der Sonne

Aus den braunen Schollen springt die Saat empor,
grüne Knospen rollen tausendfach hervor!

Und es ruft die Sonne: fort den blassen Schein!
Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein!

In den Frühlingsregen sieben Farben streun
und auf Weg und Stegen meinen goldnen Schein!

Dringen in der Herzen kalte Finsternis,
blenden alle Schmerzen aus dem tiefen Riss!

Bringt—ich bin die Sonne—an das Kerkertor,
was ihr habt gesponnen winterlang, hervor.

Alle finstern Hütten sollen Mann und Maus
auf die Aue schütten, an mein Licht heraus!

Mit all' euren Schätzen lagert euch herum,
wendet eure Fetzen vor mir um und um!

Dass durch jeden Schaden leuchten ich und dann
mit dem goldnen Faden ihn erweben kann!

Gottfried Keller.

gesträubtem Haar und wildknurrender Stimme zwischen sie und das Kind sich stellte, das war nicht mehr der Rex, den sie seit einem Jahre so selbstsicher verfolgte.

Der Huberin lief es kalt über den Rücken. Langsam und mit aufgeregt klopfendem Herzen schob sie sich zur Gartentür hinaus auf die Strasse.

Rex folgte ihr nicht. Als die Huberin einen vorsichtigen Blick über die Hecke warf, sah sie Rex wieder langausgestreckt vor dem Kinde liegen. Er schaute es ununterbrochen an und sein Schwanzstumpf bewegte sich langsam nach rechts und nach links, wie in stillglücklicher Freude.

Die alte Huberin hielt es für ratsam, ihren Mund noch so lange geschlossen zu halten, bis sie das nächste Haus erreicht haben würde. Dort könnte sie sich retten, falls der Hund ihr nachkommen sollte.

Als die Huberin gerade am Doktorhaus vorbeischlich, öffnete sich dort eine Tür und Doktor Haupt trat in den Garten.

Geschwind schaute sich die Huberin um, abwägend, ob sie dem nächsten rettenden Hause wohl schon nah genug sei, dann begann sie ihrer Empörung Luft zu machen:

"Das geht zur Polizei, Sie Raubtierzüchter. Und sie gehören auch eingesteckt, dafür lassen Sie nur mich sorgen, Sie Ungeheuer Sie verteufeltes. Nicht genug, dass Ihr Hund Hühner stiehlt, jetzt stiehlt und raubt er auch schon Kinder. Und das muss man dulden in einem christlichen Lande!"

Immer lauter und immer kräftiger gellte der Huberin Stimme dem erstaunten Doktor entgegen.

"Was willst du, du Hexe? Mach dass du fortkommst. Bist du verrückt geworden?" donnerte es da aber auch schon aus des Doktors Kehle.

Jetzt ging der Huberin Mundwerk aber erst richtig los. Da schrie es nur so von Mord, von den Namen aller Himmelsbewohner, von Polizei, von Räubern und vom guten heiligen Joseph. Und dazwischen klangen die kräftigen Flüche und die furchtbarsten Verwünschungen des wildmähnigen Doktors. Jeden Höllennamen, den er ihr zuschrie, beantwortete sie mit einem Hilfskreischer nach dem heiligen Joseph und dessen frommen Schwiegermutter, der heiligen Frau Anna.

Bis dann plötzlich des Doktors Auge Rex entdeckte und das kleine Bündelchen, vor dem Rex so staunend lag.

Mit langen Schritten eilte Dr. Haupt den Gartenweg entlang und sprachlos blieb er vor dem ihm zu Füssen liegenden kleinen, unschuldigen Kinde stehen.

Die Huberin war dem Doktor auf der Strassenseite der Hecke nachgerannt.

"Da, der Mörder, der Bluthund! Das ist Kinderraub! Die Bestie! Und Sie lassen ihn frei laufen? Das geht zur Polizei."

"Rex!" rief da Dr. Haupt.

Schweifwedelnd ging der Hund auf seinen Herrn zu und schaute ihm treu in die Augen.

"Huberin, haltet euer verfluchtes Maul, hebt das Kind auf," schrie Dr. Haupt wütend.

Die Huberin lief in den Garten und wollte das Kind an sich nehmen. Doch da sprang Rex schon wieder zwischen das Kind und die Huberin, zähnefletschend und laut knurrend.

Aengstlich blieb die Frau stehen.

"Weg da, Zigeunerin, ich nehme es selbst," brüllte da wieder Dr. Haupt. Und er beugte sich zur Erde, nahm das Bündelchen in seine grossen Tatzen, und ging, ohne die Huberin auch nur eines Blickes zu würdigen, seinem Hause zu.

"So so," schrie das Weib ihm giftig nach." "So so, da ist wohl Rex wirklich unschuldig. Da ist wohl jemand anderer nach dem Kinde zu fragen. Der Hund weiss, wie der Vater des Kindes stinkt!"

Mit fliegenden Röcken und laut und jämmerlich schreiend rannte sie im nächsten Augenblick einem nahen Hause zu.

Hinter ihr, wütend bellend, hetzte Rex ...

"Halten Sie Ihr ungebundenes Maul!", dröhnte es zum Doktorfenster auf die Dorfstrasse hinaus.

Drinnen, in seinem Schlafzimmer, stand Dr. Haupt und schaute grimmig auf seine Haushälterin, die dicke Anna. Das Kind lag auf seinem Bett, und neben dem Doktor, mit den Vorderpfoten auf dem Bett und schwanzwedelnd das Kind betrachtend, freute sich Rex.

"Wem gehört das Kind? Kennen Sie es? So stehen Sie doch nicht da wie eine ausgedorrte Bohnenstange. Das Kind will saufen. Saufen, hören Sie? Holen Sie Milch, Sie Kuh."

"Ich bin keine Kuh und Ihr gotteslästerischer Mund wird auch noch seine Strafe finden. Das werde ich noch erleben.

Gott gibt Aecker, gibt nicht Pflüge.
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher.
Gott gibt Kühe, gibt nicht Eimer.
Gott gibt Flachs und nicht das Linnen.
Selbst mit eigner Kraft muss walten,
Selbst mit eigenem Sinn muss schaffen,
Selbst mit eigenem Kopf muss denken
Jeglicher auf dieser Erde.

Wem das Kind gehört? Ja, wem gehört es. Was weiss ich? Und saufen? Ein Kind? — O du lieber Himmel!"

Entsetzt schlug Anna ihre fetten Hände zusammen. Dann eilte sie hinaus, zur Küche.

Dr. Haupt stand mit zerfurchter Stirn vor dem Kinde.

"Abfüttern und raus zur Stadt damit. Zur Polizei, wenn es niemandem aus dem Dorfe gehört," dachte er grimmig. Dann pfiff er seinem Hunde, nahm Hut und Stock und ging hinaus auf die Dorfstrasse. Mit langen Schritten wanderte er die Häuserreihe entlang, verfolgt von den neugierigen Blicken der Dörfler.

Plötzlich rannte Rex von seiner Seite fort. Wie angeschossen raste er auf einen Mann zu, der, schlecht gekleidet und schlecht rasiert, vor der noch geschlossenen Tür des Gasthofes stand.

Dr. Haupt pfiff dem Hunde nach, doch Rex kam nicht. Erstaunt schaute Dr. Haupt über die Strasse. Solch einen Ungehorsam war er an seinem Hunde nicht gewöhnt.

Er pfiff noch einmal. Doch Rex blieb wo er war. Er stand vor dem Fremden und schnüffelte mit einem Eifer und einer Aufmerksamkeit an ihm herum, dass Dr. Haupt stutzig wurde.

Dr. Haupt kannte seinen Hund. Blitzschnell kam ihm der Gedanke: Sollte der Hund irgend eine Verwandtschaft mit dem Kinde an dem Manne dort riechen?

Kurz entschlossen schritt er über die Strasse, griff dem Fremden fest an die Schulter und brüllte:

"Wo habt Ihr das Kind her, das Ihr da in meinen Garten geschmissen habt? Raus mit der Sprache, du Satansbraten, sonst zerhauh' ich dir alle Knochen im Leibe."

Der Fremde wurde bleich. Des Doktors wilde Stimme und noch wildere Mähne, die starke Hand auf seiner Schulter und der böse knurrende Hund machten ihm Angst.

"Lassen Sie mich laufen. Ich wollte mir nur ein Teufelsgeld verdienen. Es ist nichts Schlimmes damit verbunden," sprach er zitternd.

"Wo hast du das Kind her, du Satan?" schrie der Doktor wieder.

"Aus der Stadt."

"Wem gehört es?"

"Der Gertrud Laufer."

"Wem?" schrie da Dr. Haupt mit einer Stimme, die selbst Rex erschreckte.

"Wem?" rief Dr. Haupt noch einmal—da war der Fremde aber auch schon fort. Er hatte sich dem Handgriff des plötzlich starr werdenden Doktors entrissen und lief mit grossen Sätzen den Feldern zu.

"Gertrud Laufer, Gertrud Laufer, Gertrud!", ging es durch des Doktors Kopf.

Er sah sie vor sich stehen, die übermütige blonde Gertrud, der er vor zwanzig Jahren—er war damals siebzehn — feurige Liebesgedichte geschrieben. Die dann, als er ihr all' seine Studienjahre hindurch die Treue gehalten, lustig über ihn gelacht, als er um ihre Hand anhielt.

Sie heiratete einen anderen, wurde bald darauf Witwe. Ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen. Sie wurde arm, sehr arm. Und sie lebte in seinem Dorfe.

Sie lebte in seinem Dorfe, und er liebte sie immer noch. Jeden Monat schickte er ihr aus der Stadt Geld, ohne auch nur mit einem Wort zu erwähnen, dass er ihr geheimnisvoller Wohltäter sei.

Erst als er einmal eine grössere Krankenhausrechnung für Gertrud bezahlte, erfuhr diese, wer so gut und so geheimnisvoll für sie sorge.

Sie lachte ihn damals wieder übermütig an und sprach:

"Immer noch hinter mir her? Ich werde es mir überlegen, du Dummkopf. In der Zwischenzeit: Schönen Dank für deine Hilfe. Vielleicht nehme ich dich doch noch einmal. Jetzt aber noch nicht. Ich möchte noch etwas frei leben."

Bald darauf verschwand sie aus dem Dorfe. Leute wollten sie in der nahen Grosstadt gesehen haben.

Dr. Haupt forschte nicht nach ihr. Er wollte sie vergessen. Er sah ja doch, dass seine Bemühungen zwecklos waren. Und wenn sie auch jetzt käme und ihm ja sagte: Heute wollte er sie nicht mehr. Er fühlte etwas wie Ekel vor dieser Frau, die für sein Empfinden und für all' sein treues Sorgen um sie nichts weiter hatte als nur ein leichtsinnig lachendes Wort. Hätte sie ihm wenigstens einen einzigen

ernsten Satz gesagt.

Dr. Haupt war wohl grob und rauh. Solche Dinge wühlten ihm aber doch im Herzen. Und je mehr sie dort wühlten und quälten, um so polternder wurden seine Worte und um so erschreckender seine Augen unter der wüsten Mähne.

Längst schon hatte er einen dicken Strich unter die Gertrudgeschichte gezogen. Sie machte ihm keine Sorgen mehr.

Jetzt aber erklang Gertruds Name wieder in seinen Ohren. Bitter und eigenartig weh empfand er ihn. Das war nicht so sehr alte Liebe, was da in ihm erwachte, es war mehr Mitleid mit einer Person, die ihm einst der liebste Mensch auf Erden war.

Sollte das Kind da ihr Kind sein? Ein Kind ihres Leichtsinnes? Und hatte sie das Kind ihm gesandt, weil sie überzeugt war von seinem weichen, hilfsbereiten Herzen? Weil sie — wenn auch an nichts anderes — so doch fest und tief an seine Güte glaubte? So tief, dass sie ihr eigenes Kind wagte?

Dr. Haupt wurde weich. Das war sein grosser, wunder Punkt: Wenn jemand ihm Vertrauen zeigte, dann konnte er einfach nicht nein sagen. Selbst wenn es die alte Hexe, die Huberin, gewesen wäre.

Immer noch stand er starr und steif auf der Strasse. Rex sass vor ihm und schaute neugierig auf seinen Herrn.

Das Kind. Hatte Gertrud es ihm geschickt, um es los zu werden? Oder—sollte das ein verzweifelter Hilferuf bedeuten. Wenn das der Fall wäre, dann müssen alle alten Geschichten vergessen werden. Auch die traurige Geschichte des Kindes und seiner unglückseligen Mutter. Das stand fest für Dr. Haupt. Er hatte seine Grundsätze.

Finster schaute er noch einmal in die Felder, in denen der Fremde verschwunden war, dann ging er seinem Hause zu.

"Kind dabehalten. Gut füttern und pflegen," befahl er kurz seiner erstaunten Anna. Bevor die dicke Anna noch ihrer Verwunderung Luft machen konnte, sass Dr. Haupt schon in seinem Auto und raste der Stadt zu.

Neben ihm sass Rex.

Am nächsten Tage erst kam der Doktor zurück, müde, knurrig und unrasiert.

In der folgenden Woche fuhr er wieder zur Stadt. Auch von dieser Reise kam er zurück, ohne Gertrud gefunden zu haben.

Das Kind blieb in seinem Hause. Anna brummte über den "fremden Racker", aber sie versorgte das Mädelchen mit einer Mütterlichkeit, die nichts zu wünschen übrig liess.

Dr. Haupt sah das Kind nur selten. Es schien ihn garnicht zu interessieren. Rex dagegen ging alle Tage zum Kinde hin. Er schlief nicht mehr im Zimmer seines Herrn, er verbrachte seine Nächte seit jüngster Zeit vor dem Bette des Kindes, das schlafend oder schreiend in tiefen Kissen lag.

Sechs Wochen waren vergangen. Dr. Haupt stand schimpfend und fluchend vor dem Bette eines Bauern, an dessen Bein er herumflickte.

Da kam plötzlich Anna ins Krankenzimmer und brachte ein Telegramm.

"Aufmachen! Können Sie nicht sehen, dass ich pitzle? Aufmachen, damit ich den Quark lesen kann!" schrie er der Haushälterin zu.

Anna öffnete das Telegramm und hielt es ihm vor die Augen.

Dr. Haupt las es länger als jeder gewöhnliche Mensch ein Telegramm lesen würde.

"Rein in die Tasche hier mit dem Dreck," brüllte er dann plötzlich. Seine Stimme jedoch klang viel heller als sonst. Sie klang fast fröhlich.

"He, Anton, alter Knochen," schrie der Doktor dann den im Bette ächzenden Bauern an, "in sechs Wochen kannst du dich wieder besaufen. Dein Satansbein wird's wieder aushalten können."

Und Dr. Haupt begann mit einem Eifer und mit einem Wortschwall an des Bauern Bein herumzuschneiden und zu nähen, als gälte es, eine Preisoperation zu vollenden.

Der vor Schmerzen ächzende und fluchende Bauer musste doch staunen.

Zwei Stunden später sausten Dr. Haupt und Rex im Auto die Landstrasse entlang.

Dr. Haupt hielt vor dem Polizeigebäude. Dort gab man ihm Gertruds Adresse.

Sie wohnte im Elendsviertel der Stadt.

Als Dr. Haupt an Gertruds Tür klopfte, hart und entschlossen, als er die Tür öffnete und eintrat, sprang ihm eine bleiche, blonde Frau entgegen:

"Otto, wo ist mein Kind? Hast du mein Kind mitgebracht?"

Sieh, alle Blumen am Wege
Blühen für dich.
Der Strom, das Meer und die Sterne
Verschwenden sich gross für dich.

Für dich verschwenden in Fülle:
Die Erde, der Himmel, die Welt.
Blumen am Wege und Lieder,
Von Gott dir aus Gnade geschenkt.

(Ludw. Goltermann)

"Also doch dein Kind. Wo ist der Lumpenhund, der Vater?"

Bitternis, Enttäuschung und helle Wut sprachen aus Dr. Haupt's Stimme.

Da war sie, der er einmal so gut gewesen. Da war sie, im Elend, entehrt, und so abstossend ihre heiligsten Pflichten, die Pflichten einer Mutter, vergessend. Leichtsinnig hatte sie ihm das Sündenkind vor die Füsse geworfen. Zum Helfen war er ihr gut genug. Weiter aber nichts.

Unentschlossen stand Dr. Haupt an der Tür und schaute auf das über ihrem Bette liegende, weinende Weib.

Er wurde unruhig. Sollte sie am Ende doch nicht so schlecht sein? Vielleicht — ist es doch wahr, dass diese Kindergeschichte in seinem Garten nichts anderes bedeutete als ihr verzweifelter Schrei nach seiner Hilfe.

Unehelicher Kinder Mütter sind fast immer am Verzweifeln. Nicht nur, weil das Kind da ist, aber weil sie verstossen werden von Menschen, ja, meistens und am allerschlimmsten von solchen Menschen, die durch ihre giftige Empörung am deutlichsten beweisen, was ihre "Moral" täte, wenn sie junge Knochen und hübsche Gesichter hätten und in Verhältnissen lebten, in denen ihre jüngeren Schwestern leben, genau so leichtsinnig über Gesetze hinweggehend wie die vielen "empörten", alle Liebesgebote brechenden Alten — nur auf einem anderen Gebiete.

So predigte Dr. Haupt immer.

Rex sass neben seinem Herrn und schaute neugierig in die ihm fremde Geschichte.

Da sprang Gertrud plötzlich auf, griff mit beiden Händen nach Dr. Haupt's Arm und rief heiss und leidenschaftlich:

"Verzeih Otto. Ich weiss, Du bist gut. Du bist der Beste. Schicke mir mein Kind zurück. Schicke es zurück—und komme nicht wieder. Ich bin es nicht wert."

"Verzeih', Otto," rief sie noch einmal und riss die Tür auf.

"Fass!", schrie da Dr. Haupt laut.

Und Rex fasste. Fest hielt er den Rock der in der Tür stehenden, erschrockenen Frau, fest, aber ohne Knurren. Des Hundes Augen schauten seitwärts auf seinen Herrn.

Dr. Haupt riss Gertrud in die Stube zurück, schloss die Tür, und dann kam es. Schimpfend und bittend, weich und wildfluchend fielen Dr. Haupt's Worte über die im Stuhl zusammengesunkene weinende Frau.

Am nächsten Tage hatte Gertrud ihr Kind zurück. Sie hatte aber auch jeden zweiten Tag für eine halbe Stunde den grossen Doktor in ihrer Stube, der ihr jedesmal mit vielem Gepolter bewies, wie sehr es von nun ab seine Pflicht sei, sie nicht aus dem Auge zu lassen.

Und eines Sonntags, es war ungefähr drei Monate später, staunte das Dorf: Der Pfarrer verkündigte auf der Kanzel die Trauung von Dr. Otto Haupt und Gertrud Laufer.

Der Doktor trug von jenem Sonntag an immer einen grossen Stein in seiner Hand. Jedesmal, wenn er auf der Strasse erschien, trug er diesen Stein, oder der ihm zur Seite laufende Rex schleppte ihn.

"Wer von euch ohne Sünde ist, soll den ersten Stein werfen. Und wer sein Maul aufmacht, um eine Christentat zu beklatschen, dem haue ich diesen Stein da zwischen die Zähne," sprach er überall, wo er stehen blieb.

Der Pfarrer aber und die Leuten sprachen nur eins:

"Sündhaft fluchen kann unser Doktor. Und sein Trinken ist unserer Jugend auch kein christliches Beispiel. Aber sein Herz ..."

Und Pfarrer und Leute staunten und waren erbaut.

Als der Hochzeitstag kam, war Dr. Haupt überrascht, dass selbst die alte Huberin, seine Erzfeindin, in die Stadt kam, wo er jetzt wohnen wollte, um ihm und seiner Braut Glück zu wünschen, tausend heisse Tränen der Rührung mit ihrer Sonntagsschürtze aus den Augen wischend.

Und Rex, der Donnerkerl — Dr. Haupt's Augen öffneten sich weit — Rex leckte der Huberin Hand. ...

Wozu Hustenpillen gut sind.

Der 11-jährige Poldl muss für seine Mutter, die Frau Bäckermeister Pamperl, aus der Apotheke Pillen holen, die angeblich gut sein sollen gegen Husten. Am nächsten Tage erscheint der Poldl schon wieder in der Apotheke und verlangt neuerdings eine Schachtel Hustenpillen.

"Ja," sagt der Apotheker, "Du hast doch erst gestern eine Schachtel voll geholt, die kann doch Deine Mutter nicht schon alle eingenommen haben?"

"Nein," entgegnete der Bub, "aber futsch sind's doch, ich hab' sie nämlich verschossen, weil die kleinen Kugeln gar so gut in mein Luftgewehr hineinpassen."

Der laufende Teig.

Eine Mutter wollte backen, und da infolge eines nassen Sommers das Mehl nicht war, wie es sein sollte, legte sie den Teig auf den warmen Ofen und befahl der Tochter, ihr in die Küche zu rufen wenn der Teig "gehen" wolle. Die nicht gerade intelligente Tochter betrachtete den Teig, wie er in Strähnen über den Ofen herunter lief in ein davor befindliches Paar Schuhe. Der Mutter dünkt es sehr lange, und sie rief daher aus der Stube: "Kimmt er no nit?"

Tochter: "A jo, er kimmt scho! Er ziagt si scho' d' Schuah an."

Karfreitag und Ostertag

von P. Jos. Schneider O.M.I.

Wir können die seelischen Auswirkungen dieser Tage an den Aposteln beobachten.

Die Selbstauslieferung Jesu an Seine Feinde am Gründonnerstag Abend hatte sie in alle Winde zerstreut. In jener Stunde erfüllte sich an ihnen, was der Meister ihnen vorhergesagt: "Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden auseinander fliehen." Nach kürzerem oder längerem Umherirren sammelten sie sich im Abendmahlssaal. Dort erlebten sie des Heilands Leiden und Untergang in tiefster Seele mit.

Botschaft um Botschaft erreichte sie vom Passionsdrama des geliebten Meisters, der langsam und unaufhaltsam in den Strudeln der Leiden versank. Der Lieblingsjünger sandte sie ihnen. Er war dem Hohenpriester bekannt und konnte sich frei in dessen Palast bewegen. Es gab ihm die Gelegenheit, die Gerichtsverhandlungen um Jesus genau zu verfolgen. Immer wieder sandte er eine Nachricht hin zum Coenaculum. Die eine trauriger und blutiger als die andere. Was enthielten sie?

Zunächst die Tatsache, dass der Hohe Rat den Herrn noch spät am Abend als Gotteslästerer verdammt, weil Er die natürliche und wesensgleiche Gottes-Sohnschaft für sich in Anspruch nahm. Dann, dass Er früh am Morgen zum römischen Richter gezerrt wurde. Dass Er von Herodes, dem Mörder Seines Vorläufers, im weissen Gewand der Narren verlästert wurde. Dass die Rettungsversuche des Pilatus an der grimmen Mordlust und dem wilden Ungestüm der jüdischen Führer wie an einer Felsenwand zerschellten. Dass Jesus, trotz feierlichst erklärter Unschuld, an der Geisselsäule furchtbar zerschlagen wurde, um Seine Freisetzung zu erlangen. Dass der feige Richter, unter dem Druck politischer Berechnung, zuletzt dem Willen der Feinde sich fügte, dem Heiland den zerbrochenen Liktorenstab vor die Füsse warf und Ihm das Todesurteil zurief: "Ad crucem ibis" (Du stirbst am Kreuz). Und dann? Nun, dass der Herr, stumm wie ein Lamm zwischen zwei Missetätern am Kreuz verblutete und zuletzt im Grab versank. Erschütternde Nachrichten, die Schlag auf Schlag auf sie eindrangen, ihnen Herz und Hirn zermarterten und sie des Atems beraubten. Denn wer hätte je an einen solchen Ausgang des Meisters gedacht! Sie waren Kinder ihrer Zeit, ganz im politischen Messianismus (Erlöserhoffnung) befangen. Jesus, vom Glanz der Wunder umstrahlt und vom Hosanna der Volksscharen umrauscht, das war die Erfüllung ihrer Träume. Die Aufrichtung eines rein geistig-sittlichen Weltreiches voll Gnade und Wahrheit hatten sie nie erwartet. Kein Wunder, dass sie trauerten und weinten und hinter verschlossenen Türen in die schwarze Nacht einer sternenlosen Zukunft hinein starrten. Was blieb ihnen noch übrig? Sie würden dem Heiland verstohlen und ungesehen im Schweigen des frühen Morgens die letzten Dienste erweisen und dann fort von der Hauptstadt sich nach dem Norden flüchten, zurück in die Jagdgründe ihrer heimatlichen Fischereien. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

All ihr Ueberlegen und Planen dauerte nur kurze Zeit. Zwei Tage nur! Der Ostermorgen kam, und wieder fingen die Nachrichten zu fliessen an. Welch ungeheurer Gegensatz! Es ist die Botschaft des LEBENS, frohe Auferstehung kündend. War es möglich? Wo hatte nur je ein Sterblicher im Kampf mit Tod und Grab die Oberhand behalten? Wo hatte je ein Verstorbener aus eigener Kraft die Fesseln des Todes abgestreift und sich triumphierend zu neuem Leben erhoben? Wer konnte an so etwas glauben!

Aber es war die Wahrheit; was wollten sie machen! Die Meldungen folgten sich Schlag auf Schlag, unerbittlich wie am Karfreitag, die eine kühner als die andere. Die frommen Frauen wiederholten unzählige Male die Osterbotschaft aus Engelsmund. Magdalena hatte mit eigenen Augen den Herrn gesehen und mit Ihm geredet. So Petrus und Johannes. Am späten Nachmittag erscheinen die beiden Emmausjünger und berichten ihr Erlebnis mit dem Auferstandenen. Und während sie den Bericht zerpflücken und überprüfen, wird es plötzlich hell im dunklen Saal. Der Heiland wird vor ihnen sichtbar in Seiner Osterherrlichkeit. Grüsst sie mit dem Gruss des Friedens. Nimmt ihre Finger und führt sie in die Nagelwunden. Fasst ihre Männerfäuste und

versenkt sie in dem Lanzenspalt in Seiner Seite. Und so geht's nicht einmal; so geht es 40 Tage lang. Es zerstreut bei ihnen die dunklen Wolken der Trauer und trocknet ihre tränenfeuchten Augen. Versetzt ihre Seele aus finsterer Aussichtslosigkeit und Verzweiflung in kraftvolle Sicherheit und jauchzenden Osterjubel.

Karfreitag und Ostern: sie gehören unzertrennlich zusammen. Wie Schmerz und Jubel; wie Leid und Freud. Wie Untergang und Auferstehung. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Um Sein und Nichtsein. Das Leben, der Jubel, die Freude haben gesiegt. Wie konnte es anders sein? Der Herr des Lebens hatte den Streit aufgenommen gegen Hass und Feindschaft und alle dunklen Mächte der Verneinung. Er musste siegen und Er hat gesiegt. Hat gesiegt durch Seine Auferstehung von den Toten.

Der Herr ist wahrhaft auferstanden, Alleluja.

Warum?

Mutterklage um den gefallenen Soldatensohn

Wenn nach des Tages heissem Ringen
Im Stübchen ich verlassen steh',
Will selbst der Glaube mich bezwingen
Und trösten will mein banges Weh',
Wenn da verhallt das Weltgetümmel,
Und tiefer Friede ringsherum:
Schau ich zum schönen Sternenhimmel
Mit einem schmerzlichen—Warum?
Das alte, ungestillte Sehnen
Hat meine Seele neuerfüllt,
Ich drücke unter heissen Tränen
Den Gute-Nacht-Kuss auf Dein Bild . . .
Da spricht aus Deinen güt'gen Zügen:
"Lieb Mütterlein, o weine nicht,
Ich starb ja auf dem Feld der Ehre
Und eines wahren Martertums."

Mein Herz wird still, es hat verstanden:
Gott wollt' es so, Gott weiss—warum.

Dieses schöne Gedicht stammt aus dem Herzen der Dichterin Maria Magdalena Hager aus Toronto. Ihr Sohn fiel diesem Kriege zum Opfer. Wievielen weinenden Müttern hat Maria Magd. Hager hier aus der Seele gesprochen?

Der Schriftleiter.

DIES UND DAS

(Fortsetzung von Seite 3).

Seele, die vergöttlichende Gnade Gottes, weit wichtiger für das Eigenwohl als auch für das öffentliche politische und soziale Leben sei, als alles andere.

Diese gegenwärtig so weit verbreitete Einstellung christlicher Geister im Auge habend, können wir wohl mit Recht sagen, dass von einem Siege des christlichen Programmes unter den heutigen Verhältnissen noch lange nichts zu reden sein wird. Es werden wohl noch manche Kreuzwege vor uns liegen, Kreuzwege, auf denen viele zusammenbrechen werden, ohne Kraft und Mut und Glauben, wieder aufzustehen und das Kreuz des Erkennens und des ungeteilten Einsatzes seiner christlichen Ueberzeugung weiterzuschleppen.

Wenn diese Kreuzwege des Christentums kommen — und sie scheinen nicht mehr weit entfernt von uns zu liegen — wenn dann mit diesem Kreuzweg, wie es immer in der Geschichte war, auch der Kreuzweg neuer politischer und wirtschaftlicher Versklavung kommt, dann werden jene vielfach Mitschuld daran tragen, die sich heute wohl Christen nennen, die aber jedes andere Programm annehmen, nur nicht das, welches von einem Mann mit römischem Kragen vertreten wird.

Und so kommt denn wieder einmal das Osterfest. Der Tag, an dem wir unseren Glauben an die ewigen Lebensgesetze von oben erneuern sollen.

Wollte es nur kommen, das Feuer der Osterfreiheit, das jede Macht zerstört und der geplagten Menschheit Erlösung bringen könnte, wenn die Menschheit — wenn wenigstens die Christen nur selbstlos und mutig wollten.

Wie wir aber wollen, so werden sie auch sein, die "kommenden Dinge"!

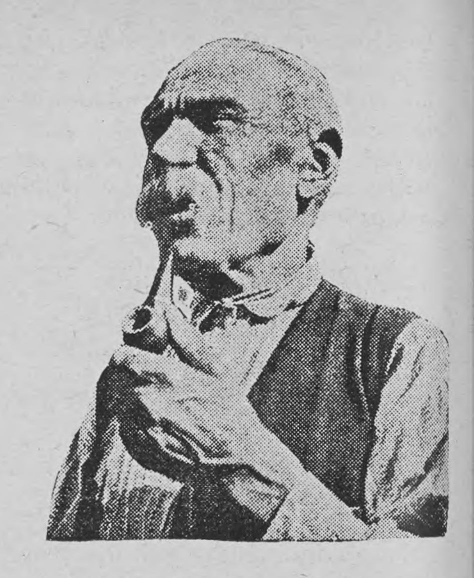
Der Schriftleiter.

Vergesset nicht, dass eure Seele von Gott ist und für Gott. Sie ist da, um heiliges Gottesland zu werden, auf dem Früchte für die Ewigkeit wachsen und reifen sollen. Einst wird an uns die Frage ertönen: Was hast du aus deiner Seele gemacht?

Dann preis' ich Gott und lobe Gott und schweb' in hohem Mut,
Und denk: Es ist ein lieber Gott, der meint's mit Menschen gut.
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freun.

J. M. Miller.

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Einer von eich, desch heisst von die Leser vom Mariabot, hot mir g'schriebe und hot angefrogt: "Lieber Schusterseppel", hot er g'sogt, "eure stories sein gut und arge interessant zu lese. Ober, sogt's mir eimol, warum und von was weller Ursach tut ihr so viel iber die Mannsleit und ieber das Saufe herziehen?"

Sollem guden Menschen, was mir desch g'schriebe hot, will ich jetzten eimol antworte:

Viele Johr zurieck, es is grod uf'n Ostertag gewest, bin ich mit der Pauline und mit alle unsre Kinner — was soller mole noch daham wore — zu unsrem Nachbor gefohre, vonwege weil der uns schon uf'n Griendunnerstag seine invitation gebe hot.

Mir sein also zu ihm h'nieber und hen bei ihm mit noch viel anre Leit aus unsrer Gemeinde zu Mittog gespeist. Wie mir noch net ganz fertig wore mit dem dinner, da is der Hausvater uffgestanne, hat ein Glas und eine bottle hergeschofft, hot eingegossen, "Christos woskres" g'sogt —

Wie der Peter seinen h'nunner g'hat bot, hot er wieder Schnaps ins Glas h'neingosse und hot's seinen Nachbor gebe. Der hot auch getrunke, sein Adamsapfel, was mir Menschen an der Gurgel hen, is fiess so an die zehn mol uf und abgesprunge, und seine Augen sein auch wild worde.

So is es mit alle gange, was von sellem Schnaps getrunke hen, und ich hob gewundret, was fier ein Schnaps desch wohl is. Ich hob ober bald die chance g'hat, solles auszufinne, liebe Leser und Leserinnen. Wie die Reih an mich komme is, hob ich das Glas vom Peter g'nomme und hob's, wie es sich fier einen guden Mann g'hört, mit einen Schluck — es is ein klanes Glas gewest, in case ihr seid interested — in den Hals gosse.

Wie der Schnaps ober ieber meine Zunge gelaufe is, do hot's mir den Atem verschloge. Und wie er bis in die Gurgel komme wor, da hob ich ieberhaupt net mehr schnaufe gekonnt. Feier, liebe Leser und Leserinnen, richtiges Feier hob ich sollermole vor meine Augen g'sehe, und richtiges Feier is mir von der Gurgel bis h'nein in die Fiess und in die Finger von die Fiess gerennt.

Es hot mich eine Weil g'nomme, bis ich hob spreche gekonnt und den Peter froge: "Peter, wo habt's ihr sollen Höllensuff her?"

Der Peter und die anre Mannsleit hen gelacht wie wietieg. Uf die Schenkel hen sie sich geschloge vor lauter Freid, und gleich noch einen hot sich jeder eingegosse und auch mir hen sie noch einen angetroge. Ich ober hob keinen net mehr g'nomme, vonwege weil ich net gefiehlt hob, noch eimol Feier vor meine Augen zu hobe.

Wie der Peter g'sehe hot, wie dass ich ihm abschloge tu, hot er noch ärger g'lacht und hot ieber mich gesproche:

"Seppel, do könnt's ihr net mitmoche, was? Sell is Schnaps fier Mannsleit, fier richtige Mannsleit, sog ich eich. Seht ihr do den Lanter Mike? Seller Schnaps hier is dem Lanter Mike sein invention."

Ich hob mich zu dem Lanter Mike umgeschaut, do is soller Mike auch schon uf mich zukomme und hot g'sogt:

"Wollt's ihr auch von sollem Schnaps? Ich kann eich was abgebe, wenn's ihr wollt."

"No, no", hob ich schnell zurieckgebe. "Ober, was tut ihr denn do h'neingebe? Ich tu mich net lobe, ober glaubt's mir, ich hob schon Unnerschiedliches getrunke, ober net so was Heisses."

"Was ich h'neintu in sollen Schnaps? Sell könnt's ihr ausfinne. Morgen tu ich wieder abchecken, ob mein Schnaps schon gut is. Kommt's mol h'nieber zu meine Farm. Dorten könnt's ihr watchen, wie dass ich den Schnaps moche tu."

So hot der Mike ieber mich gesproche, und vonwege weil ich interested war, hob auch zug'sogt.

Uf'n nächsten Tag bin ich also h'nieber zum Mike. Wie ich in sein Haus komme wor, hat sein Weib mir explained, wie dass der Mike hinner dem Stall bei die Säu zu finne is.

Ich bin also hinner den Stall zu die Säu. Dor-

ten hot der Mike gestanne, mit einen horseshoe in seiner Hand.

"Hallo", hob ich freindlich dem Mike die Zeit gebote, "was macht's ihr denn jetzt? Seids ihr busy? Wenn's ihr busy seid, dann kann ich ja uf einen anren Tag zu eich komme, um nochzuschaue, wie dass ihr eiren Schnaps mache tut."

"Ne", hot der Mike zurieckgebe", ihr breichts net morgen wiederkomme. Bleibts right do, ich bin grad am Schnapsteste."

"Am Schnapsteste?" hob ich zurieckgebe, "wo is denn der Schnaps?"

"Na", hot der Mike druf g'sogt, "ich werd doch den Schnaps net in der Stuben holte, wo dass die Mounties ihn finne. Do is er, in diese barrels hier."

Und mit diese Worte hot er uf vier kleine barrels gewiesen, was in der yard fier die Säu gestanne hen.

"Jetzten schaut's eimol", hot der Mike weiter gesproche, "fier zum Schnaps teste breicht's ihr horseshoes. Ich werd's eich vorzeige, fier zu was die horse shoes gut sein beim Schnapsteste."

Mit sollen Worte hot er ein Fass uffgemocht, und hot ein horseshoe h'neingeschmiesse. Der horseshoe is uf corse, grad wie ich exptected hob, gleich unnergange im Schnaps. Der Mike hot mit seinem Arm in den Schnaps h'neingegriffe, hot sellen horseshoe wieder h'nausgeholt und hot g'sogt:

"Seller Schnaps is noch arg schwach."

"Ja wie so tut's ihr denn desch wiesse? Ihr habt ihn doch noch gornet geschmeckt?" hob ich, ganz verstaunt zurieckgebe."

"Ich breich net zu koste und zu schmecke, der horseshoe sogt's, wie dass der Schnaps is."

"Der horseshoe?" hob ich wieder ganz verstaunt gefrogt, "wie is denn desch? Wo zeigt der horseshoe, wie dass der Schnaps sein tut?"

"Kommt's eimol her. Mir wollen den anren barrel teste. Da werd's ihr gleich sehen, wie dass der horseshoe schafft."

Mit solle Worte is der Mike h'nieber zum anren Fass, hot's uffgemocht, und den horseshoe h'nein. Und do, liebe Leser und Leserinnen, hen ich meine eigne Augen net getraut. Der horseshoe is net unnergange, er is ganz oben uf dem Schnaps geschwomme, grad wie ein Stieck Papier."

"Seht ihr's", hot der Mike ieber mich gesprochen, "seht ihr jetzten, wie der horseshoe schofft? Der Schnaps is stärker wie der horseshoe, aus soller Ursach tut der horseshoe net unnergeh'n. Der horseshoe zeigt mir ober, wie desch seller Schnaps hier in diesen barrel noch net so stark is, wie dass er sein muss. Kommt's h'nieber zum anren Fass, do is fertiger Schnaps, und do werd ich eich zeige, wie der horseshoe mir die Uffweisung bringt, wie dass seller Schnaps fertig is."

Der Mike is zum anren Fass hin, und ich ihm noch. Sprechen hob ich net mehr gekonnt, vonwege weil ich noch niemols net g'sehe hob, wie dass Schnaps so stark is, dass die horseshoes uf ihm schwimme könne.

Desch is ober noch gornix net gewest compared mit das, was ich beim dritten Fass g'sehe hob. Wie der Mike den horseshoe h'neingeschmiesse hot, do is der horseshoe net nur oben geschwomme, ne, liebe Leser und Leserinnen, gedreht hot er sich wie ein Wurm, grod wie lebendig, bis er ganz zusammengewickelt wor, grad wie ein verwickelter Strick.

"Sell is guder Schnaps, fertig fier uf das Trinke", hot der Mike zu mir explained. "Wenn ein horseshoe sich im Schnaps verwickle tut, nochher hen mir den besten proof, wie dass soller Schnaps gut und strong is."

Weiter hen ich ober net zum Mike zugehorcht. Ich hen ihn auch gornet mehr gefrogt, was dass er in seinen Schnaps mixen tut. Ich hob nur "Good bye" geschrien und bin fortgesprunge.

Von soller Zeit, liebe Leit, tu ich eine grosse Abneigung zum Schnaps und zum homebrew in mir troge. Ich bin zu keine bottle beer oder auch zwei — mehr net, sell könnt's ihr mir glaube — abgeneigt. Ober Schnaps — niemols mehr. Und weil mich das verkrieplichte horseshoe im Mike seinen Schnaps so ufgeregt hot, aus seller Ursach tu ich immer und immer gegen den homebrew prädige und uf das unmässige Saufe von allerhand Zeig weise. Ich denk, ich tu ein gudes Werk domit.

Schaut's, Leit, so tu ich mir denke: Wenn seller Schnaps ein horseshoe verwieckle kann, dann kann er auch eimol den Moge verwieckle, und nochher breichen mir eine operation, was bei die heitige Zeit viel Geld koste tut. Ich bin sure und niemond net werd mir was anres prove könne:

Wenn der Schnaps auch nicht alle Leit ihren Mogen und Därme verreisst und versplittret, so tut er doch den Verstand verreisse und versplittre. Denn ich hob noch nie net g'hört, wie dass ein Mann, was viel homebrew getrunke hot, gescheites Zeig dohergeret hot. Alles nur ungescheites Zeig und Dummheite und Sakramentiere, was b'soffne Leit zusammenrede. Und was tut's ihr von der Seel soge? Tut die ganz bleibe und gornet verreisse, wenn die in einem Bauch hucke muss, wo viel Schnaps daham is und aus und ein geht?

Ne, liebe Leit, desch is wohr und bleibt wohr: Wie der starke Schnaps ein horseshoe verwickle und verkrieple kann, so und noch viel ärger tut er unsren Verstand und unsre Seele verwickle

und verkrieple.

Wenn jetzten die Ostre kommt — zu was welles Fest ich eich alle eine frehliche und seliche Ostr hiermit anwinsche — dann seids net so fromm, dass ihr alle Weil "Christos woskres" soge miesst, vonwege weil ihr die alte customs und traditions upkiepe wollt. Denn ihr wiesst's jo: Bei jedem "Christos woskres" tut man sich eins hinner die Gurgel giessen, und nochher tut dann am Osternochmittog net Christos in uns woskressen, ober der Teifel, was den Nome Satan troge tut, wie mir alle wiesse. Sogt's nur eimol "Christos woskres" zu alle, was ihr uf die Ostre miete tut. Und sogt's ohne die tradition, dass man nur sollemole "Christos woskres" sogt, wenn man ein Osterschnaps trinkt, und dass man solles heilige Wort arg vielmol soge muss, vonwege weil man ein gudes Christ is — und dass man allemol trinke muss, vonwege weil dieser Spruch und der Osterschnaps zusammengehöre wie treie und teire Brieder.

Frehliche Ostre, liebe Leit.

Eier

Schusterseppel.

Quack

Von Phil. Funke O.M.I.

I.

Es geschah auf dem grossen internationalen Aerzte-Kongress in Philadelphia im Jahre 1950. Dieser Kongress war zusammengerufen aus Anlass der Entdeckung des radikalen Heilmittels gegen den Krebs.

Alle medizinischen Fakultäten der führenden Universitäten der Welt hatten ihre Vertreter gesandt, um dem genialen Entdecker, dem alten ehrwürdigen Rector der staatlichen Krebs-Klinik von Rochester, Minn., ihre Huldigungen darzubringen. Der Höhepunkt der Feier war das Ueberreichen zweier eigenhändiger Dokumente des Königs von England, sowie des Präsidenten der Vereinigten Staaten, in denen Dr. Med. Engelbert als der grösste Gelehrte des 20. Jahrhunderts, als der grösste Wohltäter der Menschheit gefeiert wurde.

Gerührt erhob sich der Gefeierte, und nach kurzem Danke beschrieb er der spannend zuhorchenden Versammlung die Versuche und Berechnungen, die genialen medizinischen Beobachtungen, die ihn nach manchen bitteren Enttäuschungen endlich am Ende seines langen, der Wissenschaft geweihten Lebens zu dieser epochemachenden Entdeckung geführt hatten. Nach langem, anhaltenden Applaus ging man dann zu einer wissenschaftlichen Diskussion über, an der die grössten Sachverständigen der medizinischen Gelehrtenwelt teilnahmen.

Plötzlich horcht man auf. Ein junger Arzt, Dr. Martinus, hat die Rednerbühne erstiegen. "Meine Herren, ich denke, Sie sind mit Ihren ganzen Diskussionen auf dem Irrwege. Ich verneine absolut die Theorie der Mikrobenlehre." Alle schauen auf den Sprecher. Manche kennen ihn, besser als sie wünschen. Der junge Herr hat sich nach einer verkrachten Advokaten-Karriere bei einem etwas schwachsinnigen Prof. Med. der Universität Chicago eingeschmeichelt, und richtig, durch dessen Fürsprache nach zwei Jahren oberflächlicher Universitäts-Studien ein Doktor-Diplom erschwindelt. Seine Hauptstärke ist immer noch das Saufen, das Grossprechen und einige mehr oder minder unsaubere Praktizen der medizinischen Profession.

Dr. Engelbert erhebt sich. Alles schweigt ehrfürchtig. "Mein Herr, wie können Sie eine solche Behauptung aufstellen? Die Mikrobenlehre ist doch die Grundlage unserer ganzen modernen medizinischen Wissenschaft." — "Was liegt daran? Ihre ganze grossartige Wissenschaft ist eben auf einem falschen Fundamente aufgebaut. Sie haben für Ihre Aufstellungen keinen einzigen wissenschaftlichen Beweis." Dr. Engelbert staunt: "Wie? sind Sie denn der ganzen Entwicklung der medizinischen Wissenschaft der letzten dreissig Jahre nicht gefolgt? Kennen Sie denn nicht die Autoritäten auf diesem Gebiete, von Paskal an, bis zum Entdecker des Influenza-Bazillus vor wenigen Jahren?"

"Autoritäten? Ich pfeife auf Ihre Autoritäten. Alte verkalkte Halb-Idioten, welche nicht wussten wovon sie sprachen."

"Mein Herr, das ist stark. Sie täten besser in Ihrer Unerfahrung sich vor den Autoritäten auf

dem wissenschaftlichen Gebiete zu beugen. Und schliesslich, wie weit geht Ihre Erfahrung auf diesem Gebiete?"

"Erfahrung? Was braucht es Erfahrung? Ich habe mein Doktor-Diploma. Ich spreche hier als Arzt zu Arzt und fühle mich gleichberechtigt mit jedem in diesem Saale. Ich wehre mich gegen jeden Geisteszwang im Namen der wissenschaftlichen Freiheit. Ihr gelehrtes Gefasel macht auf mich keinen Eindruck."

"Junger Mann, Sie täten besser, etwas demütiger zu sein, wenn Sie in unserer Gesellschaft bleiben wollen."

"Ihre Gesellschaft? Eine Versammlung von Halb-Idioten, mit Ihnen, Herr Engelbert, an der Spitze. Eine Schwindler-Gesellschaft, die die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Poebels ausnützt zu ihren eigenen unsauberen Zwecken. Meine Herren, Sie haben mich beleidigt, mich, Doktor Martinus, aber ich werde mich rächen. Ich werden vor der ganzen Welt Ihren Schwindel aufdecken. Sie werden noch von mir hören."

Dr. Martinus verlässt die Versammlung. Nach kurzem, peinlichen Schweigen geht man zur Tagesordnung über.

II.

Dr. Martinus kennt seine Kniffe. Bald sitzt er mit einem alten Sauf-Kumpan zusammen, dem verlumpten Sohn eines Millionärs. Sie kennen sich aus der "Studentenzeit" — und seither hat er mehr wie einmal sein Doktor-Diplom benützt, um durch gewisse Operationen den jungen Herrn vor den Folgen seines ausschweifenden Lebens zu schützen. Ein Appell an dessen Dankbarkeit, eine zarte Andeutung an die Möglichkeit etwaiger "Revelationen" über den wahren Charakter des Herrn, und schon hat unser schlauer Fuchs einen Scheck von 100,000 Thaler in der Tasche.

Durch Ankauf von Anteilen ("shares") eines führenden Blattes der "gelben Presse" in Chicago erhält er ein Instrument, um seine Gedanken in die Oeffentlichkeit zu bringen. Klug und vorsichtig beginnt er seine "Anti-Aerzte-Propaganda". Einige Herren, welche aus "moralischen" Gründen aus der ärztlichen Fakultät ausgeschlossen waren, gesellen sich zu ihm.

Dr. Martinus gegen die ganze Welt. Die medizinische Wissenschaft ist allmächtig. Ihre Entscheidungen werden von allen Regierungen, von allen Universitäten, von der ganzen öffentlichen Meinung Europas und Amerikas als unfehlbar angesehen. Millionen und Aber-Millionen von Thalern stehen ihr zur Verfügung. Aber stärker als alles, Dr. Martinus weiss es nur zu gut, in unserer heutigen "demokratischen" Welt, ist: Der Pöbel. Und auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit des Pöbels baut Dr. Martinus seine Vernichtungspläne gegen die medizinische Wissenschaft.

Aber vorsichtig muss man sein. Bald erscheinen "unschuldige" Artikel in der gelben Presse über "die Gefahr des Missbrauches" der ärztlichen Profession. Man will ja nur helfen und "reformieren". Man sammelt "Kriminalfälle" aus der ärztlichen Praxis. Von Doktor Kappen wird eine Skandalgeschichte nach der anderen "aufgedeckt", erst in streng geschichtlicher Auffassung, bald aber immer reicher und "appetitlicher", illustriert, mit "Original-Aufnahmen" aus den gerichtlichen Archiven.

"Typen" werden entwickelt: der Doktor mit dem Seziermesser vor einem halb aus der Betäubung aufwachenden Patienten; der Doktor mit der Spritze", der einem hülflosen Opfer Morphium einspritzt, um es den teuflischen Zwecken des Verbrechers dienstbar zu machen; Gruselgeschichten vom Operationstische, verfehlte Operationen mit tötlichem Ausgange usw. Nur "Tatsachen" bringt man, aber wie häufen sie sich.

Bald entdeckt ein Leser nach dem andern, dass auch er eine Klage gegen den Arzt hat, und bringt seine "Erlebnisse" durch dieselbe Zeitung an die Oeffentlichkeit. Bald erschauern schon Tausende bei dem Worte: Operationstisch, Sezierung, Spital-Misswirtschaft. "Die Operation ist glücklich verlaufen, aber der Patient ist gestorben" geht es als Witzwort durch die Presse—mit vielen anderen mehr oder weniger witzigen Kommentaren. Die "Aerztewirtschaft" wird "anrüchig". Man verlangt eine Untersuchung. Die Regierung soll etwas tun. So kann es nicht weitergehen. Ein "Alte-Weiber-Verein" nimmt sich der Sache an und veröffentlicht Proteste in den "führenden Zeitungen". Bald wird die "Aerztefrage" zu einer Sportsache für "populäre Vereinigungen"; eine kleine, kaum bekannte politische Partei nimmt die "Aerzte-Reform-Bewegung" in ihre "Platform" auf.

Und der "Führer" der Reformbewegung? Dr. Martinus. Seine Zeitung ist bald zu klein, er kauft eine der "führenden" Tageszeitungen auf, hat Filial-Zeitungen in allen grösseren Städten Amerikas. Geld fehlt ja nicht. Es gibt genug hysterische Millionär-Weiber, welche sich der "grossen Sache" widmen, halb vergafft in das schöne Gesicht und das burschikose Auftreten des Einzigen, des grossen Doktor Martinus. Er wird eine "Persönlichkeit", eine Berühmtheit: der grosse Reformer der ärztlichen Profession.

(Fortsetzung folgt)

Drei Kuenstler wandern zum Himmel

Heinrich M. Waldkugler

Eigens für den Marienbote

In einem Hause lebten drei Künstler. Der eine war Musiker, der zweite war Maler und der dritte Dichter. Der Musiker hiess Hermann Kanter, der Maler Fritz Langenschild, und der Dichter hatte sich den feurigen Namen "Wolf Flammenträger" zugelegt, obwohl sein wirklicher Name viel unschuldiger klang und Walter Maus war.

Lange Jahre lebten diese drei zusammen. Sie lebten nicht in Eintracht, sie lebten auch nicht in Zwietracht, sie lebten wirklich und wahrhaftig drie-trächtlich.

Der Musiker kritisierte des Malers und des Dichters Werke nach Strich und Faden. Vor aller Welt sprach er spöttelnd über ihre Schöpfungen. Ja, er sagte es dem Maler und dem Dichter offen ins Gesicht, dass es viel besser und dem armen Volke weit nutzreicher wäre, wenn sie mit der Schaufel in der Hand an der neuen Ordnung mitbauten, statt mit schmierendem Pinsel und kleckender Feder noch mehr Wahnsinn zu schaffen.

Der Maler tat dem Musiker gleich. Er wischte des Dichters schaurige Romane und wilde Epopöen runter, so weit er es nur konnte.

"Verrückte Ideen! Kein Stil! Von Grammatik keine Ahnung!" schrie er immer, wenn ihn jemand nach des Dichters neusten Werken frug.

Den Musiker verschonte er aber auch nicht. Da der Maler nicht Orgel spielen konnte—der Musiker war Organist der grossen Stadtkirche—meldete er sich beim Chormeister und bat um Aufnahme in den Kirchenchor.

Er wurde aufgenommen. Und er kam zu den Bassisten.

So sang denn der Maler jetzt Sonntag für Sonntag im Kirchenchor. Er stand immer ganz hinten, in der letzten Reihe, gleich neben der Orgel, die der nervöse Hermann Kanter spielte.

Damit war des Malers Herzenswunsch erfüllt. Ihm ging es ja nicht so sehr um das Singen in der Kirche: Er wollte Gelegenheit haben, den Musiker zu ärgern. Er wollte ihm zeigen, dass er, der Maler, auch etwas, und zwar sehr viel, von der Musik verstände, und dass der Musiker sich ja nicht einbilden solle, er sei ein Musiker, der keine Verbesserung mehr brauche.

Aus diesen Gründen stiess der Maler den orgelspielenden Musiker alle Augenblicke in die Rippen und flüsterte laut und befehlerisch—so, dass alle Chorsänger es hören mussten:

"Leiser spielen! Mehr Pedalen! Zieh' doch das Flötenregister, du Schaf!"

Der Musiker tobte und versprach sich hoch und teuer, dem Maler heute noch wüst zu schaden.

Der schlimmste der drei Künstler aber war der Dichter.

Mit einem Feuer, als gälte es, mit dieser Rede alle Spartakisten und Kapitalisten ein für alle mal ins Verderben zu bringen, sprach er vor jedem seiner Bekannten von der "verschrobenen Kunst" des Malers.

"Kein Blut drin! Keine Leidenschaft! Kein Kampf gegen Fesseln und Knechtschaft! Kühe malt er und Bäume. Und was für Kühe!"

An den Musiker konnte der Dichter aber nicht so leicht heran. Er verstand nämlich nichts von der Musik, konnte deshalb auch keine Musik kritisieren.

Aber der Dichter war ein gerissener Kerl.

"Dichten kann der Musiker nicht lernen. Das ist angeboren. Aber ich kann Musik lernen. Und ich werde es lernen. Wenn es auch zehn Jahre meines Lebens dauern sollte. Ich werde es dem Musiker, diesem verrückten Hahn, schon zeigen."

So ging denn der Dichter hin und kaufte sich eine Geige.

Erschreckt und empört hielten sich der Musiker und der Maler die Ohren zu, als der Dichter abends heimkam, seine neue Geige auspackte, und dann mutig über die Saiten zu streichen begann.

Während der Maler sich schimpfend die Ohren verstopfte, kam ihm plötzlich ein erfreulicher Gedanke—er war nämlich nicht minder gerissen als der Dichter.

"Der verdrehte Dichter hat da zum erstenmal eine gescheite Idee. Die werd ich mir merken. Der Dichter und der Musiker, die werden sich kratzen."

So dachte der Maler gar listig und er begann sich die Hände zu reiben.

Am nächsten Tage kam er mit einem Waldhorn nach Haus.

Der Musiker tobte.

"Ruhe! Um Himmelswillen Ruhe!", brüllte er durch's Haus.

Darauf aber hatten der Maler und der Dichter gerade gewartet. Mächtig führte der eine den Bogen über die höllisch kreischenden Saiten seiner Geige, während der andere in seinem Zimmer vor seinen Bildern stand und das Waldhorn blies.

Mit vollen Backen blies der Maler alles, was er aus seiner Künstlerbrust herausholen konnte, in das weh aufschmetternde Instrument. Er blies sich rot und blau. Die Adern schwollen ihm an Hals und Schläfen. Und seine dicke, schwarze Brille rutschte ihm vor lauter Erschütterung auf die Nasenspitze.

Der arme Musiker war am Verzweifeln.

Tobend nahm er gleich am Anfang eines jeden Konzertes Hut und Mantel und verliess, im lauten Protest die Haustür zukrachend, die Wohnung.

So lebten die drei, im Leid, aber auch in Freud'. Waren sie sich auch Feinde auf dem Gebiete der Kunst, so hielten sie doch wie Erz und Eisen zusammen, wenn der Hauswirt die schuldige Miete verlangte. Oder wenn jemand ihr Benehmen zu kritisieren wagte. Besonders aber beim Essen und beim Trinken.

Das teilten sie redlich. Verdiente der Musiker etwas, dann kaufte er Speisen und gute und auch scharfe Getränke. Alle drei hatten damit ihren Tisch gedeckt.

Der Maler machte es genau so.

Der Dichter hätte es gern getan, leider konnte er es nicht. Niemand wollte seine Bücher in Druck nehmen. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als seine Freunde auf den grossen Tag zu vertrösten, an dem die Welt sein Genie entdecken werde. Dann gäbe es Geld, viel Geld, für ihn.

In der Zwischenzeit konnte der arme Dichter nichts anderes tun als wacker mitzuessen.

"Mitzufressen," meinte der Maler, wenn von des Dichters Hunger die Rede war.

Im Herbst jenes denkwürdigen Jahres, in dem der Maler sich das Waldhorn und der Dichter sich die Geige gekauft, kam eine böse Zeit ins Land.

Die Grippe war ausgebrochen und holte sich viele Opfer.

Die drei Freunde beschlossen, am Kampf gegen die Grippe teilzunehmen.

"Das Volk braucht morale Widerstandskraft," sprach der Dichter. Er setzte sich hin und begann einen neuen Roman zu schreiben, dem er den Namen "Fluch den Winselnden" gab.

Der Maler stimmte mit dem Dichter nicht überein. "Nicht morale W i d e r s t a n d s k r a f t braucht das Volk, sondern Furchtlosigkeit vor dem Tode", sprach er, und begann ein Bild zu zeichnen, das dem Volke Todesmut geben sollte.

Der Musiker meinte, er könne seine Orgel nicht am Rücken herumschleppen, könne deswegen den jammernden Kranken auch nicht mit seiner Kunst dienen. Er fühle sich deshalb bewogen, bei der Krankenpflege zu helfen.

Er ging also hin und begann Kranke zu pflegen.

Eines Abends kam er müde heim. Seine Wangen glühten rot.

Auch des Malers und des Dichters Wangen glühten. Sie waren rot vor künstlerischer Erregung. Ihre neuen Werke machten Fortschritte.

Nach dem Abendessen legte sich der Musiker auf's Sofa. Der Maler brachte sein Waldhorn und der Dichter seine Geige.

"Raus mit dem Klimbin," schrie der Musiker, "mein Schädel brummt mir wie verrückt! Raus!"

"Hast du Wein getrunken?" fragte der Dichter spöttisch. Dann nahm er seine Geige, ging in sein Zimmer, und begann zu fiedeln.

Nebenan blies der Maler aus Leibeskräften das schöne Lied vom Ringlein, das entzwei, und von der Liebe, die vorbei.

Nach einer halben Stunde hörte der Dichter auf zu spielen. Gewissensbisse plagten ihn.

Vielleicht ist der Kerl da unten wirklich krank?

Da fiel ihm plötzlich auf, dass der Maler sein Waldhorn schon längst hingelegt hatte.

Unruhig stieg der Dichter die Treppe hinunter, um nachzuschauen, was der Musiker mache.

Vor dem Bett des Musikers sah er den Maler mit finsterem Gesichte stehen.

"Hohes Fieber," flüsterte der dem Dichter zu.

"Wir müssen den Arzt holen."

Der Arzt kam und sprach:

"Grippe. Sehr weit fortgeschritten. Wenig Hoffnung."

Als der Morgen dämmerte, war der Musiker tot.

Traurig stand der Maler vor dem Toten, der Dichter aber raufte sich die Haare.

Als der Maler und der Dichter vom Begräbnis heimkamen, da sprach der Dichter:

"Die letzten Minuten haben wir ihm noch verärgert. Hoffentlich vergisst er es. Uebrigens, was werden wir ohne ihn machen?"

Der Maler antwortete nichts. Er ging zum Schrank, nahm zwei Gläser, eine Flasche Cognac und zwei kleine Papierpäckchen heraus.

"Rattengift," sprach er zum Dichter. "Das nehmen wir und gehen ihm nach. Vielleicht holen wir ihn noch ein."

Er goss Cognac in die Gläser, schüttete das Gift hinein, und beide tranken. Da der Tod aber nicht sofort kam, beschlossen sie, sich niederzusetzen und noch ein Gläsel zu trinken.

Dann fielen ihre Leiber plötzlich
Sie tranken jeder noch vier.
starr und steif über den Tisch.

Als der Dichter erschrocken seine Augen öffnete, sah er zu seinem grössten Erstaunen, dass er nicht mehr in seinem Leibe war. Neben ihm stand des Malers Seele. Sie betrachteten sich im Spiegel und sahen, dass sie garnicht wie weisse Europäer aussahen.

"Das kommt wohl daher, weil es finster ist," meinte der Maler besorgt.

"Los, lass uns gehen," rief der Dichter laut. Ehe er aber ging, nahm er sich noch schnell seine Geige mit.

"Guter Gedanke," liess sich da der Maler hören, und auch er griff nach seinem Waldhorn.

Dann machten sie sich auf den Weg.

Nach zwei Tagen holten sie den Musiker wirklich ein.

Der Weg in die Ewigkeit ist nämlich weit und es muss sich eilen, wer da hinein will.

"Was macht ihr denn hier?" schrie der Musiker seinen ihm nachrufenden Freunden entgegen.

Als der Maler und der Dichter ihm klar gemacht, weswegen sie ihm nachgekommen seien, lächelte er und sprach:

"Hundsfotte seid ihr, ganz gemeine Hundsfotte. Aber doch gute Kerle. Kommt."

Da gingen sie denn alle drei den langen Weg in die Ewigkeit.

Vor dem grossen Himmelstore blieben sie stehen. Der heissblütige Dichter begann sofort mit beiden Fäusten gegen das Tor zu trommeln.

Doch niemand rief "Herein".

Der Dichter klopfte noch einmal. Wieder blieb es drinnen still.

"Die schlafen da wohl jetzt. Es ist doch Nacht," meinte da der Maler.

Musiker und Dichter erklärten ihr Einverständnis mit diesem Gedanken. Unschlüssig standen sie nun alle drei vor der verschlossenen Tür des friedlichen Himmels.

Da riss der Maler plötzlich sein Waldhorn an die Lippen und begann zu blasen, dass es in allen Sternenwelten widerhallte.

Dem Dichter gefiel dieser Entschluss ausserordentlich. Hurtig schob er sich die Geige unters Kinn und begann nach Kräften zu sägen. Das schöne Lied "Es ist bestimmt in Gottes Rat", das der Maler da in die himmlischen Lüfte trompetete, hatte er gerade vor ein paar Tagen zu spielen gelernt.

Der Musiker aber begann zu toben:

"Ihr Schufte, ihr falsches Gesindel. Bis in die Ewigkeit folgt ihr mir mit eurem Neid? Wer ist hier der Musiker? Ich!! Wollt ihr den Himmelsleuten auch zeigen, wie ihr's auf Erden ge-

Allerlei Interessantes

Im Juni dieses Jahres feiern die Oblatenpatres das hundertjährige Jubiläum ihrer Missionsarbeit in West-Canada.

Nach der letzten Zählung hatte die Genossenschaft der Oblatenpatres 5,439 Mitglieder mit Gelübden. Darunter sind: Ein Kardinal, 23 Erzbischöfe und Bischöfe, 3,013 Priester, 133 Oblatenpriester, die ihre Studien noch nicht vollendet haben. Die übrigen sind Seminaristen und Laienbrüder.

Von allen Männerorden der Kirche ist der Orden der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis der siebtgrösste. Der Jesuitenorden hat die meisten Mitglieder. Ihm folgen die Franziskaner, dann die Kapuziner, die Salesianer, die Dominikaner, die Redemptoristen und darauf die Oblaten.

In Canada gibt es 1,746 Oblaten. Der Kardinal und Primas Canadas ist Seine Eminenz R. Villineuve, ein Oblate.

Die Vereinigten Staaten haben 683 Oblaten.

Die Universität zu Ottawa—geleitet von den Oblaten—hat dieses Jahr 2,550 Studenten. Die theologische Fakultät der Universität sendet regelmässig gedruckte theologische Kurse an die deutschen und italienischen Seminaristen in unseren Kriegsgefangenenlagern. Den Seminaristen ist damit die Gelegenheit gegeben, ihre Priesterstudien im Gefangenenlager fortzusetzen. Nach bestandener Abschlussprüfung werden sie geweiht.

Die katholische Welt Canadas, in der unsere Oblaten seit über hundert Jahren arbeiten, zählt gegenwärtig 4,662,662 Seelen. (Canada hat ungefähr 11,400,000 Einwohner. Ueber ein Drittel ist also katholisch.) Saskatchewan zählt ungefähr 235,000 Katholiken.

Unser St. Thomaskolleg zu Battleford ist umgetauft worden. Es trägt von jetzt ab den Namen des hl. Karl. Der hl. Karl war der besondere Schutzpatron des Ordensgründers der Oblaten. Dem hl. Karl war das Studienhaus Deutschlands geweiht, in dem die meisten unserer deutschen Oblatenpatres ihre Studien gemacht haben.

Der hl. Karl ist auch der Namenspatron des hochw. P. Karl Groetschels O.M.I., Pfarrer der Rosenkranzgemeinde zu Reward, Sask. P. Groetschel hat sich ganz besondere Verdienste durch seine Hilfe bei der Gründung und der Erhaltung des Studienhauses zu Battleford erworben. P. Groetschel O.M.I. war es immer wieder, der die nötigen Gelder zusammenbrachte, wenn unser Studienhaus in Schwierigkeiten sich befand. Und dieser Schwierigkeiten waren nicht wenig!

Dem hochw. P. K. Groetschel O.M.I. und auch allen unseren alten deutschen Patres zu Ehren wird das Battleforder Studienhaus von jetzt ab also den offiziellen Namen "Carolinum" tragen. Wir möchten hier im Namen aller Katholiken, die von unseren deutschen Patres betreut werden und die auch schon junge, in Battleford geweihte Oblatenpriester an ihren Altären und auf den

macht? Wollt ihr auch denen einreden, dass ich nichts von der Musik verstehe?

"Wenn ich nur meine Orgel hier hätte, ich würde euch schon klein kriegen. Hier, das weiss ich, ist man sich klar, was Musik ist und was Stümperei!"

Der Maler und der Dichter wollten dem Musiker gerade erklären, das es gewiss nicht so gemeint war, da öffnete sich die Himmelstür und St. Petrus zeigte seinen Kopf.

"Was ist denn da los? Wer steht da draussen?" fragte er.

"Hermann Kanter, Fritz Langenschild und Wolf Flammen — entschuldigen Sie, bitte — und Walter Maus!" schrie der Dichter tapfer zurück.

"Woher?"

"Aus Singerstadt, Kreis Liebfest, Provinz Streitern", gab der Dichter wieder zurück. Er liess den Musiker und den Maler einfach nicht zu Worte kommen.

"Beruf?" fragte St. Petrus weiter.

"Musiker, Maler und Dichter."

"Drei Künstler also. Gut. Kommt herein."

Die drei traten durch das Himmelstor. Ein grosser, feierlicher Engel führte sie in ein Zimmer, über dessen Eingang "Berufspflichtenprüfungssaal" geschrieben stand.

Neugierig schauten sich die drei um. Viel des grossen Saales konnten sie aber nicht sehen, denn gar bald öffnete sich eine Tür, durch die vier Männer traten. Alle vier waren den Künstlern von Bildern bekannt. Es waren das der heilige Petrus, der grosse, fromme Musiker Haydn, der berühmte, vor langer Zeit gestorbene Maler Rembrandt und der noch viel länger in der Ewigkeit lebende grosse Dichter Dante.

"Was gibt das nur?" fragten sich die drei ängstlich.

"Im Himmel," sprach da St. Petrus, "wird nicht nur examiniert, wieviel der Mensch gelogen, geflucht, und wie wenig er gebetet, da wird auch geprüft, ob er seine Berufspflichten erfüllt hat. Durch Fluchen und Lügen kann der Mensch seine eigene Seele vernichten. Durch schlecht erfüllte Berufspflichten kann er tausende von Seelen ins Unglück bringen.

"Ihr seid Künstler, deswegen werden Künstler euch prüfen."

"Also", wandte St. Petrus sich dann an den Musiker, "was hast du auf Erden getan?"

"Ich war Organist der Stadtkirche. Habe jeden Sonntag die Orgel gespielt", sprach dieser, einen vorsichtigen Blick auf den alten Vater Haydn werfend.

"Und er hat Grippenkranke gepflegt", schrie der Dichter eifrig dazwischen.

"Du bist noch nicht gefragt", ermahnte St. Petrus den Sprecher. Dann wandte er sich wieder dem Musiker zu:

aus der Oblatenwelt

Kanzeln ihrer Kirchen sehen, dem hochw. P. Karl Groetschel O.M.I. unseren freudigsten Dank und unsere herzlichste Anerkennung für seine Mühen um Battleford aussprechen. P. Groetschel's Mühen waren gewiss nicht umsonst. Sie zeigen mit jedem Jahre, immer, wenn neue Oblatenpriester Battleford verlassen, den Segen ihrer Früchte.

Gründer des Studienhauses zu Battleford war P. Thomas Schnerch O.M.I., Pfarrer von Macklin, Sask. P. Th. Schnerch O.M.I. war der zweite Provinzialobere unserer Provinz. Wieviel Mühen P. Th. Schnerch sich mit der Gründung des Battleforder Studienhauses gab, wird wohl niemand besser wissen als P. K. Groetschel selbst. War P. Groetschel der Hauptfinanzierer des Studienhauses, so war P. Th. Schnerch der finanzielle Planbauer. Battleford brauchte beide; den Geldgeber und den Geldbettler und Geldverwalter.

P. Thomas Schnerch zu Ehren trägt das Oblatenseminar den besonderen Namen "St. Thomas-Scholastikat".

Auch P. Th. Schnerch's Gründungsarbeit wollen wir hiermit anerkennen, in der Hoffnung, dass alle unsere Katholiken, die ihre Oblatenpriester jetzt aus Battleford bekommen, die Gründernamen P. Groetschel und P. Th. Schnerch, nie vergessen.

Unter der Leitung des gegenwärtigen Provinzialoberen unserer Provinz, J. Johannes Boekenfoehr O.M.I., hat sich das Studienhaus zu Battleford sehr entwickelt. P. J. Boekenfoehr O.M.I. ist sehr besorgt um die Erziehung unserer jungen Priester. Moderne, zeitgemässe Priestererziehung will P. J. Boekenfoehr. Deshalb drängt er stark auf soziale Studienkurse und auf besondere Vorträge über katholische Jugendleitung —Dinge, in denen heute jeder Priester Fachmann sein muss.

Im Januar d.J. sandte P. J. Boekenfoehr den Pater Georg Walliser O.M.I. nach Montreal und in die Vereinigten Staaten. P. Georg Walliser hat den Auftrag, dort die Organisierung und die Arbeiten der katholischen Jugendbewegung zu studieren, und seine Erfahrungen nach dem Westen zu bringen.

P. Provinzial tut alles das aus Sorge um die Seelen, die seinen Oblatenpatres anvertraut sind. Der Marienbote mit seinen Lesern möchte hiermit auch dem P. J. Boekenfoehr für seine aufgeschlossene, zeitbrennende Arbeit danken. Wir drücken ihm auch hiermit unsere Anerkennung aus.

Das Studienhaus zu Battleford braucht immer noch unsere Hilfe. Vergessen wir nicht die "Student Burse"—siehe Seite 41 des Marienboten—unterstützen wir sie. Jede kleinste Gabe wird angenommen.

Werden wir auch alle Mitglieder des Marianischen Missionsvereins, der durch seine Gebete und durch seine kleinen Opfergaben unserem Studienhause ausserordentliche Hilfe leistet. Schreibe zum Schriftleiter.

"Also Grippenkranke hast du gepflegt? So, so. Woran bist du denn gestorben?"

"An der Grippe."

"An der Grippe. Hm. — Und deine Musik? Hast du die als Instrument Gottes benutzt oder als Instrument des Satans und irdischer Sündenfreude?"

"Ich habe nur in Kirchen und in anständigen Konzerthallen gespielt", gab der Musiker schüchtern zurück.

"Gut", meinte St. Petrus, "geh' da hinüber zum Vater Haydn. Der wird dich weiterprüfen."

"Und du?", wandte sich St. Petrus an den Maler.

"Ich habe den hl. Thomas gemalt. Alle Leute haben dieses Bild gern. Es ist mein Meisterwerk."

"Ein Bild des hl. Thomas? Fein. Warum hast du dir denn gerade den hl. Thomas auserwählt? Du weisst, der hl. Thomas war, als er noch auf Erden lebte, ziemlich beleibt. Hast du ihn deswegen so gern? So weit ich mich erinnern kann, hast du immer sehr gern gut und viel gespeist. Dein Leib ist ein Thomasleib, Bruder. Geh' einmal hinüber zum Vater Rembrandt. Der wird dich weiter prüfen."

"Und ich bin Dichter. Habe 18 Bücher geschrieben, viele Gedichte, Erzählungen und Artikel gegen Spartakisten und Kapitalisten. Habe sie verdonnert, dass ..."

"Langsam, langsam", unterbrach St. Petrus den unruhigen Dichter. "Worüber hast du geschrieben?"

"Ueber die Liebe und gegen Knechtschaft und Ungerechtigkeit", schrie der Dichter stolz.

"Bleiben wir einmal bei der Liebe. Ueber welche Liebe hast du denn geschrieben?"

"Ueber die wunderschöne Liebe, die der grosse Herrgott dem Mann und der Frau ins Herz gelegt.

"Aus einem Wunderbronnen,
Trank ich mit süssen Wonnen",

begann er laut zu deklamieren.

"Halt, halt", rief St. Petrus aber da. "Deine Gedichte wird jemand anderer prüfen. Du aber merke dir: Die Liebe zwischen Mann und Frau ist noch lange nicht die schönste Liebe. Schöner als sie ist die Freundschaftsliebe. Edler und höher noch als das ist die Gattenliebe, die sich zur Freundschaftsliebe steigert. Verstehst du das? Eine noch schönere und edlere Liebe ist die Opferliebe. Das ist jene Liebe, mit der manche Menschen jedem ohne Ausnahme dienen, ohne selbst von jemandem auf Erden geliebt werden zu wollen. Die höchste und die heiligste aller Lieben aber ist die Gottesliebe.

"Dichter, du musst noch viel lernen. Geh' hinüber zum Vater Dante und lass' dich weiterprüfen."

Nach zwei Stunden war das Examen vorüber. Die drei armen Künstler schwitzten furchtbar. Sie mussten noch eine halbe Stunde warten, bis sie ihr Urteil hörten. Und das Urteil, das St. Petrus ihnen in Gegenwart der drei himmlischen Künstler verlas, lautete:

"Der Musiker bleibt hier. Er wird noch eine Gewissensprüfung machen müssen, aber ich weiss, er wird sie bestehen.

"Der Maler und der Dichter sind etwas zu unreif für die Hölle. Für den Himmel sind sie aber noch lange nicht reif. Sie müssen deshalb zurück in die Welt.

"Dort in der Welt sollen sie sich merken: Gott hat eine Tochter, und das ist die Schöpfung. Die verwaltet Gott selbst. Tochter der Schöpfung und Enkelin Gottes ist die Kunst. Und die wird von den Künstlern verwaltet. Da darf der Musiker nicht nur der spielen, der Maler nicht nur schöne Bilder schaffen und der Dichter nicht nur schreiben: Das Wahre und das Gute, das und nichts anderes, muss den Menschen vom Künstler in Musik, Bild und Buch gegeben werden.

"Und dann noch: Lebt, was ihr spielt und malt und schreibt.

"Jetzt geht. Der Musiker bleibt hier."

Ehe sich der Maler und der Dichter auch nur versahen, sassen sie vor der Himmelstür, die sich laut hinter ihnen schloss.

Erschrocken schaute der Dichter sich um. Zu seinem grössten Erstaunen entdeckte er sich vor einem Tische sitzen, auf dem zwei leere Cognacgläser und eine fast leere Flasche standen.

Ihm gegenüber schnarchte der Maler, dessen Gesicht platt auf dem Tische lag.

Neben der Flasche sah der Dichter ein Stücklein Papier mit der Aufschrift "Schlafpulver".

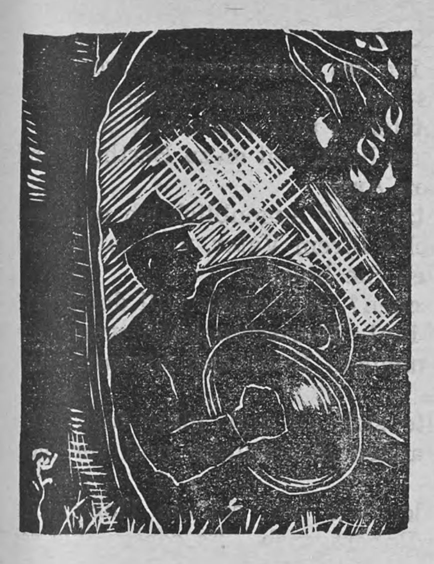
"Es war also kein Rattengift, was wir getrunken haben", kam es dem Dichter in den Sinn, "es war einfaches Schlafpulver.

"Und alles andere war nur ein Traum, ein dummer Dichtertraum. — Oder, sollte es kein dummer Traum gewesen sein? Sondern ein verdollt kluger?"

Nie hat der Dichter dem Maler erzählt, was er im Schlaf erlebt. Die alten Geschichten der Eifersucht suchte er aber auch nach Möglichkeit zu meiden.

Und wunderbar: Auch der Maler musste einen ähnlichen Traum gehabt haben. Denn er kritisierte niemals mehr des Dichters Singen — das übrigens von jenem Tage an frömmer wurde und besser.

Ob sie den Musiker schon wiedergetroffen haben, darüber weiss die Geschichte nichts zu berichten.



Der Sohn der Hagar

Fortsetzung

Fräulein Jettel nahm nach einem Seitenblick auf den Geheimrat eine vornehme Haltung an und hub an also zu sprechen:

"Geehrtes Brautpaar, ich habe es für meine Pflicht gehalten, der ehelichen Verbindung meines Bruders beizuwohnen, und bringe meine Gratulation dar, gleichzeitig aber empfehle ich mich, denn ich reise unverzüglich wieder ab."

"Jettel, du — du bist ja ganz verrückt!"

Ein empörter Blick traf ihn.

"Ich will sagen, Jettel, das is doch von dir bloss'n Hochzeitsulk, das ist doch nich dein Ernst—"

"Fräulein — Fräulein Friedlieb, ich bitte Sie so sehr —"

Sie gab weder dem Bruder noch der jungen Frau Antwort, sondern wandte sich an den Geheimrat:

"Herr Geheimrat, bitte, führen Sie mich zum Wagen."

"Na, dann — dann wünsch' ich zum wenigsten noch glückliche Reise!" schrie ihr der Doktor nach.

Wütend schritt er durch das Zimmer, nahm das Testament und hieb es auf den Tisch.

"Da — da streich' ich 'n Legat, da passt nur mal auf!"

Die junge Frau sass stumm auf einem Stuhl. Er trat vor sie hin und fasste ihre Hand.

"Na, Christel, das tust du mir nicht an, dass du dich etwa darüber ärgerst! Ueber so 'ne, so 'ne — — da ärgert sich kein vernünftiger Mensch! Wenn die auch nich da is! Pah! Da wird wenigstens der Wein nich so sauer schmecken! Aergern? Am Hochzeitstage ärgern? Was pfeifen werd' ich ihr!"

Und er pfiff wirklich.

Der Geheimrat kam zurück und sprach ein paar beruhigende Worte. Friedlieb trat dicht vor ihn.

"Na, König, du kennst sie ja von der Studentenzeit her. Da sieh mal, da bist du ein grosser Mann geworden, 'n Licht—schüttle nich 'n Kopp! — 'n Licht sag' ich, denn ich lass mir mein bissel Stolz, dass ich mit so 'nem Manne wie du studiert und promoviert hab', nich nehmen! Da hast du 'n hohen Orden! Verdient sag' ich, sehr verdient! Da einen vom Sultan, weil du den mal von einer seiner vielen Krankheiten kuriert hast, und da noch 'n paar andere. Sieh mich an! Ich hab' keinen einzigen Orden! Ich bin 'n gewöhnlicher Dorfquacksalber. Aber ich sage dir, König, wenn das höheren Orts bekannt wäre, was ich mit meiner Schwester Jettel durchgemacht hab', da kriegt ich's Eiserne Kreuz, und meine Frau, die Christel, kriegte die Rettungsmedaille."

* * *

Eine laue Sommernacht. Es war Neumondzeit. In tiefer Dunkelheit lag das Dorf.

Nur von einem freien Platze hob sich ein phantastisches Bild ab. Ein Karussel drehte sich im Kreise, die Lichter glänzten, die bunten perlengestickten Purpurvorhänge leuchteten, eine Leier tönte lärmend durch die stille Nacht, Holzpferde flogen. Viel junges Volk stand um das Karussel, Burschen und Mädchen.

Unter ihnen Berthold Hartmann.

Er hatte sich vom Hochzeitsfeste seiner Schwester fortgeschlichen. Der Festkreis in der grossen Stube seiner väterlichen Behausung, dieser Kreis, wo der fremde Geheimrat mit seinem neuen Schwager plauderte, war ihm langweilig geworden. Unten im Tanzsaal war freilich ein Volksfest. Aber es hatte ihn fortgezogen zum Karussel, wo die Tochter des Besitzers in grellbuntem Aufputz den "Fahrpreis" einkassierte. Er fuhr jede Tour, schämte sich nicht, auf hölzernen Pferden, Löwen und Ziegenböcken zu reiten und wechselte mit dem dreisten Karusselmädchen verliebte Blicke und Worte.

Zuweilen wollte er seinen Reichtum beweisen, lud lärmend die Anwesenden zu einer "Freitour"

ein, die er bezahlte, und freute sich, wenn die ganze Horde unter gellendem Schreien sich um die freien Plätze zankte. Und dann lächelte der dicke, schmierige Karusselbesitzer, und dann lächelte seine bunte, dreiste Tochter.

Als Berthold schon viel Geld losgeworden war, setzte sich auf sein Bitten hin das Mädchen neben ihn auf ein zweites "Pferd", und er schlang den Arm um sie und fuhr den närrischen Ringelreihen, indes die Leier einen blöden Gassenhauer spielte.

Da traf Robert Winter ein. Bertholds Abwesenheit war bemerkt und Robert abgeschickt worden, den Bruder der Braut zum Feste zurückzuholen.

"Was will denn der hier?" schrie Berthold, der angetrunken war. "Kommt er mich etwa holen? Was niesen werd' ich ihm! Freitour! Ich bezahle!"

Lachend stürzten sich die jungen Leute auf die freien Plätze und übermütig fuhr Berthold mit seiner bunten Gefährtin im Kreis herum, im Kreis herum.

Als das Karussel anhielt, trat Robert zu Berthold.

"Berthold, Sie möchten bald nach Hause kommen!"

"Ich? Was geht denn das Sie an? Was niesen werd' ich euch! Extratour! Extratour!"

Wieder die armselige Komödie.

Und zum zweiten Male trat Robert zu Berthold.

"Lassen Sie sich zureden, Berthold! Bedenken Sie doch, es is die Hochzeit Ihrer Schwester!"

"Ganz egal! Es is mir langweilig! Hier is es feiner! Ich lass mir nischt mehr gefallen! Ich bin nicht mehr so tumm wie früher! Beim Kommiss bin ich helle geworden! Freitour! Rosa, hierbleiben! Nich weggehen! Bei mir bleiben!"

Und das bunte, dreiste Mädchen schmiegte sich an ihn und liess sich schamlos vor den Augen aller Bertholds Zärtlichkeiten gefallen.

Die Nacht war lau, die Leier lärmte, die bunten Purpurfetzen glitzerten mit ihren Glasperlen.

Ueber Robert Winter kam ein tiefer Grimm.

Was lag ihm an diesem beschränkten und so leichtsinnigen Burschen? Was lag ihm an diesem feilen Mädchen! Mochten sie untergehen!

Aber die Nacht war schwül, und Robert Winter dachte daran, dass vielleicht nach einem Jahr ein heimatlos Kindlein mehr durch die Welt ziehen würde.

Das Kind einer solchen Mutter und eines solchen Vaters!

Da kam ihm zum Bewusstsein, dass nicht jede Hagar ein menschliches Mitleid verdient, aber dass es immer und immer um das Kind sei. Nie um den Mann, oft auch nicht um das Weib, aber immer um das Kind.

Und es ekelte ihn des funkelnden Gaukelspiels, er erschrak, dass bei so elendem Ringeltanz ein junges Leben entstehen und verderben sollte.

Als das Karussel hielt, trat er zu Berthold und fasste ihn derb am Arm.

"Wenn Sie jetzt nicht augenblicklich mitkommen, dann sag' ich's Ihrem Vater, und dann wird Herr Dr. Friedlieb Sie holen!"

"Was — klatschen? Klatschen will der Kerl? Der Teufel hol' ihn! Rausschmeissen werd' ich ihn! Raus aus meinem Hofe, den Stromer, den Fechtbruder!"

Robert wandte sich ab und ging fort. Die jungen Leute standen alle stumm und verlegen da.

Da sprang Berthold von seinem Holzpferde herab und eilte Robert nach. Es schien, als sei er plötzlich etwas nüchterner geworden.

"Wehe Ihnen, wenn Sie klatschen!"

Robert gab ihm keine Antwort.

"Woll'n Sie mich wirklich beim Doktor und bei meinem Alten verpetzen?"

"Schämen Sie sich! Sie sollten von Ihrem Vater mit mehr Respekt reden."

Berthold lachte frech.

"Ach der — ich weiss genug, der hat in seiner Jugendzeit noch ganz andere Zicken gemacht — der hat auch ein uneheliches Kind—"

Robert gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Auf der dunklen Dorfstrasse rangen die Halbbrüder miteinander!

Um des Vaters Ehre!

Da kam der alte Gottlieb Peuker, der auch zum Karussel hin wollte, und schlichtete.

Einundzwanzigstes Kapitel

Einsame lange Arbeitstage. Keine Hoffnung auf ein wenig Freude beim Erwachen, keine Befriedigung über ein gelungenes Werk beim Niederlegen. Wenn Robert vom Felde heimkam, fasste ihn immer ein Frösteln, dass er ins Haus hinein sollte. Seit die Christel fort war, fehlte ihm dort Behaglichkeit und Sicherheit. Wenn er zufrieden sein wollte, ging er in Gottlieb Peukers Stube. Manchmal traf ihn der Doktor und machte ihm Vorwürfe, dass er abends nicht öfter zu Besuch käme. Aber trotz aller Freundlichkeit des Doktors fühlte Robert, dass er nicht zu ihm gehöre, dass er in jenen Haushalt nicht hineinpasse.

Täglich grübelte er darüber, was er anderes beginnen, wohin er sich flüchten könne. Er wusste keine Zufluchtsstätte. Sein ganzes Leben hatte es mit sich gebracht, dass er wenig Energie besass.

So sind die Ueberzähligen im Leben!

Ihnen wird von Urbeginn ab die Daseinsberechtigung bestritten, und wenn sie nicht von

sehr starker Art sind, müssen sie furchtsam und feige werden. Sie haben kein lautes Ja und kein trotziges Nein, sie stehen dort, wohin sie gestellt werden, und fürchten oft, auch ohne Grund, überflüssig und lästig zu sein. So werden sie unfroh, untüchtig. Und manche werden heimtückisch, wie verprügelte Tiere heimtückisch werden.

Manchmal machte sich Robert Vorwürfe, dass er nicht mit den Kameraden gereist sei.

Er hatte von ihnen keine Nachricht. Das Briefschreiben fiel ihnen schwer. Aber im September bekam er doch einen Brief. Steiner schrieb:

"Lieber Freund!

Es geht uns nur soso lala! Wir haben keine richtige Melodie. Denn auf der Trompete macht sich nicht alles gut. Manchmal haben wir sehr das Heimweh gehabt, und auch zeitweise das Reissen. Aber nach Teichau können wir nicht mehr. Es ist wegen unsrer Ehre und dann wegen Herrn Doktor. Dich möchten wir gern einmal wiedersehen. Wir haben Dich sehr lieb, denn Du bläst eine feine Nummer. Wen Du wieder mit uns ziehst kannst Du der Kapellmeister sein. Mir ist schon alles geal geworden. Dem Pohl auch! Der spricht fast bloss noch deutsch. Denn er hat nichts davon. Am besten geht es Schulze, weil der gern lauft. Aber mir können kaum mit. Lieber Robert, weil wir nicht nach Teichau und auch nicht ganz in die Nähe kommen können, wollen wir Dich doch gern einmal sehen. Wir sind Sonntag in acht Tagen in der Waldschenke bei Gliesnitz. Da hast Du nicht so weit, bloss ein Stückchen mit der Bahn. Da komme doch einmal. Wenn Du wolltest so gut sein und Dein Waldhorn mitnehmen und wieder mit uns losziehn, das wäre uns eine Freude. Und wir können dann beraten, ob Du Kapellmeister bist oder ich. Komme ja, wir warten auf Dich. Wir grüssen Dich alle herzlich.

Dein alter, treuer Chef

Steiner, Unteroffizier a. D."

Tiefe Freude fasste Robert, als er diesen Brief bekam. Das war Rettung, das war Befreiung. An diesem Tage war er fröhlich. Er hatte einen Ausblick, er hatte wieder Anschluss. Er musste nicht mehr hierbleiben.

Du altes, frostiges Haus, bald bin ich dir entrückt; du liebloses, selbstsüchtiges Weib, bald quälst du mich nicht mehr; du dummer, dünkelhafter Bursche, bald sehe ich bessere, freundlichere Menschen als dich.

Du Arbeit ohne Freude, ihr öden Tage, ihr verdrossenen Abende, nun seid ihr aus!

Aber du alter, alter Gottlieb Peuker — ja, du freilich — ja, du —

Und du, freundliche Christel, gütiger Doktor, ja, ihr freilich —

Und du, lieber Kranker, der mich aufgenommen, als ich elend, zerrissen, ohne Habe von der Strasse kam — So war Robert bald wieder mitten in Zwiespalt, wieder ohne Klarheit, wieder ratlos und scheu.

Und als dieser Sonntag kam, machte er sich zwar unter einem Vorwand frei, um die Kameraden aufzusuchen, aber das Waldhorn liess er zu Hause.

Er sagte sich, er wolle sich's noch überlegen, erst mit den Kameraden reden, nachreisen könne er ihnen immer noch.

Es war ein lichter Sonntag. Die klare Herbstsonne beschien Roberts Weg, als er von der kleinen Bahnstation nach der Waldschenke schritt. In seiner Seele war die bange Freude, die jeder hat, der lange nicht gesehene Freunde wiedersehen soll.

Eine kleine Anhöhe tauchte auf. Jenseits des Hügels lag einsam mitten im Walde eine Fuhrmannsschenke. Auf der Anhöhe stand ein kleiner Mann, der scharf den Weg entlang lugte und plötzlich die Mütze schwenkend verschwand. Das war Pohl, der Italiener, der da auf Posten gestanden hatte.

Rascher schritt Robert aus, und seine sonst blassen Wangen leuchteten rot. Und als er auf den Hügel kam, sah er die Kameraden mit den Instrumenten vor der Waldschenke stehen. Steiner gab das Zeichen, und dem Ankömmling tönte ein wohlbekanntes Stück entgegen:

"So sei uns treulich willkommen, du
alter, lieber Gesell."

Steiner machte mehrere Pausen in der Bassbegleitung, während deren er sich heftig schneuzte, warf endlich die Tuba ins grüne Waldgras, eilte Robert entgegen und schloss ihn in seine Arme. Die anderen folgten nach.

Hell leuchtete die Herbstsonne in die Gaststube der Waldschenke, wo die vier Musikanten mit glücklichen Gesichtern um den Tisch sassen. Steiner hielt Robert an der rechten Hand, Schulze an der linken, und Pohl, der ihm gegenüber sass, schnitt mit seinem sächsisch-italienischen Gesichte rätselhafte Grimassen.

"Und du bist nicht mehr so ganz dagegen, wieder mit uns zu gehn?" fragte Steiner.

"Nein! Aber ich wollt' erst einmal mit euch reden. Ihr müsst mir noch ein bisschen Bedenkzeit lassen."

"Bedenkzeit is was Bedenkliches," sagte Steiner. "Nämlich, dann hat man nich viel Lust. Aber wir geben dir die Bedenkzeit. In vier Wochen kommen wir wieder hier vorbei, sagen wir genau heute in vier Wochen. Da sagst du uns Bescheid, und der beste Bescheid is, du bringst dein Waldhorn mit. Ich bin erschrocken, als ich

dich so mit leeren Händen kommen sah."

"Jo anche! Ma tu sei un camerado molto bravo! Wenn du nämlich dätst wieder mit uns kehn, da dät ich wieder viel lieber amal a pissel g'pildet räden."

"Hast du nichts — hast du nichts von meiner Küstermagd gehört?" fragte Schulze, der Bäcker.

"Sie is verheiratet," antwortete Robert. "An den Schornsteinfegergehilfen."

"Verheiratet!"

Des Bäckers Augen funkelten in grimmer Trauer.

"Verheiratet! Und an einen Schmutzian! Die Weiber sind schlecht!"

"Nach meiner Witwe frage ich lieber gar nich erst", sagte Steiner beklommen.

"Is auch besser!"

"Was heisst, is auch besser! Da muss ich doch dahinter kommen, das kann ich nich so ohne weiteres runterschlucken."

Und Robert gab einen Bericht, der Steiner sehr traurig stimmte und ihm die Lust, nach Teichau zurückzukehren, die bei der Nachricht von Fräulein Jettels Abzug ein wenig aufgeflammt war, wieder nahm.

"La donna e mobile," sagte Pohl, "ich hab' mein'm Bohlenmädchen von kanz alleene een samften Abschiedsdritt gegäm und prauch mich nu nich zu ärgern. Wenn ich mich immer hätt' über meine abdrünnigen Liebsten geärgert, da wär' ich schon längst mausedot. Da wär' ich euch amal was von Idalchen erzählen."

Sie lehnten alle heftig ab.

"Und wie geht dir's, Robert? Bist du so ganz zufrieden und glücklich in Teichau?"

Robert sah zum Fenster hinaus in das sonnenbeschienene Gärtlein. Es standen Astern draussen, dicke, bunte Georginen und Sonnenrosen.

Ein Mäuslein marschierte durch den Garten und sah zu solch strahlender Blüte auf, die sich schwer zur Erde neigte, und wusste: im Winter wird sie an der Erde liegen. Dann leuchtet sie nicht mehr, aber dann liefert sie saftiges Korn. Scheine, gelbe Sonne, scheine, du bringst Segen! Das Mäuslein liess sich noch ein wenig den Pelz wärmen und stieg dann in sein unterirdisches Haus hinab.

Vor einem Jahre hatte Dr. Friedlieb gesagt: Die Mäuse sind klüger als die reisenden Musikanten, denn sie denken an den kommenden Winter. Das fiel Robert ein.

"Ob du wirklich so ganz und gar zufrieden bist, hatt' ich dich gefragt," wiederholte Steiner.

Robert fuhr aus seinem Nachsinnen auf.

"Ja, zufrieden, wer ist ganz zufrieden! Seid ihr ganz zufrieden?"

"Och ja, ja, nee, nee! Wie man's halt so nimmt!"

"Einmal haben wir Kalbsnierenbraten gehabt," sagte Schulze, der Bäcker, andächtig.

"Och!" machte Steiner überlegen, "Braten haben wir überhaupt öfters gehabt!"

"Und zweemal ham mer in kanz richt'jen Petten geschlafen. O letto mollo! 50 Fenn'je bro Pett! Und bicksauber sag' ich dir. Geene eenz'je Wanze!"

"Och ja, 's macht sich schon," sagte Steiner wieder. "Und dann, man is halt sein freier Herr. Man braucht sich nich sozusagen 'behandeln' lassen. Von Jettels und so!"

"E vero! Mei padrone, der verrickte Gerl, hat mich auch 'behandelt'. Und was macht a, wie ich'n mal 'ne Ansichtskarte schicke? A schreibt, ich soll wieder redour gomm'n. Die Gunden woll'n mich wiederhaben. Das hab' ich aber rifiutato. Abkelehnt! Der Gerl is mir zu wenig solide."

"Backen tu ich auf keinen Fall mehr!" sagte Schulze. Die anderen fanden diesen Vorsatz löblich.

"Und Menschen lernt man halt so kennen auf der Tour," nahm Steiner wieder das Wort. "Da war mal abends in eener Kneipe eener, der machte sich mit der Schlacht von Königgrätz mausig. Na, da luxt ich aber, denn mit Königgrätz kann mir doch keener was vormachen! Was erzählt der Kerl? A tut so, als wenn überhaupt er der Macher von's Ganze gewesen wär', als wenn ohne ihn die ganze Sache zum Deibel gegangen wär. Als wenn wir andern nich auch dagewest wären. Na, das wurmte mich schon lange; aber 'n Gift kriegt ich, als der Kerl behauptete, er und Bismarck hätten sich persönlich gekannt. A hiess Tulpe, der Kerl. Da erzählt er nu, wie er in einem Strassengraben gelegen und immerfort wie ein Wilder über's Feld weggeschossen hätte, da wär' uff der Strasse sein Bekannter, der Bismarck, vorbeigeritten gekommen und hätte gesagt: 'Unteroffizier Tulpe, komm'n Sie raus aus 'm Graben, die Schlacht is gewonnen'. Darüber kriegte ich nu eine grässliche Wut. Meine Herren, sagte ich, meine Herren, hier steht einer, der Königgrätz wirklich mitgemacht hat, Unteroffizier Steiner. Königgrätz und Paris. Dahier in dem Seidenpapier sind meine Orden, dass Sie sehen, dass alles wahr is. Wenn der dort Bismarck gekannt hat, dann hat mich der alte Kaiser Wilhelm gekannt. Und wie ich amal nach Berlin gereist war und vorm historischen Eckfenster stand, da sah mich der Kaiser stehen und sagte: 'Is das nich der Unteroff'zier Steiner? Holt mir einmal den Mann rein!' Gut, ich wurde geholt, und a hiess mich setzen, und wir plauderten so vom Kriege und von Königgrätz und von Paris. Und zuletzt da sagte der Kaiser zu seiner Frau: 'Auguste, hol mal

die Kümmelflasche, ich will meinem alten Freunde Steiner mal einschenken.' Was sagen da die Kerle? Durcheinander schrein sie alle, das wär' nich wahr, und eener sagt, das wär' ne halbe Majestätsbeleidigung. Verflucht, dem bin ich aber gekommen! Den hätt' ich beinah gebackpfeift. Und wenn meine Geschichte nich ganz wahr sein sollte, da is die Tulpe-Geschichte vom Bismarck auch nich wahr. Na, da war denn der Tulpe schön blamiert."

Die Stunden vergingen langsam am folgenden Tage. Die Hellmichmutter, die am Fenster nähte, sah oft nach dem trüben Tag draussen und wünschte, er möchte zu Ende gehen, und wusste nicht, warum. Und ihr Mann ging immer aus und ein, hinaus in den kleinen Garten oder in den Holzschuppen, ohne eigentlich was Rechtes vorzuhaben.

Robert war im Regen draussen im Walde, und wenn ein kalter Schauer seinen zarten Leib überfuhr, strömte eine Hoffnung warm durch seine Seele: die Aussicht auf die gemütliche Plauderstunde bei den alten Hellmichleuten.

Erst nach dem Abendbrot konnte er bei ihnen vorsprechen. Heute fand er den alten Hellmich über einer grossen, schönen Bilderbibel sitzend. Der alte Hellmich war ein bisschen eitel; er hatte sich gesagt, wenn er bei der Ankunft Roberts gerade über seinem grossen Prachtwerke sitze, sei es ganz unauffällig und mache es sich ganz von selbst, dass er ihm den Schatz zeigen könne, ohne in den Verdacht der Wichtigtuerei zu geraten.

Und Robert besah auch wirklich das grosse, schöne Buch mit viel Interesse und Bewunderung, und des Alten Augen glänzten, wenn er eine besonders prächtiges Bild zeigen konnte, gleich, als hätte er es selbst gemalt. Es waren gute Bilder nach alten Meistern.

"Es is schon a recht altes Buch", sagte Hellmich, "wir haben's uns halt gut gehalten. Ich hab's mal der Mutter geschenkt, wie wir noch Brautleute waren. Es war sehr teuer. Ich hab' drei Jahre lang dran abzahlen müssen. Aber ich hab' nu schon an die fünfzig Jahre meine Freude und meine Erbauung dran."

Die Hellmichmutter streicht wieder den kranken Finger. Wie gestern horcht sie auf, wenn Robert spricht, spürt mit den müden Sinnen ihrer alten Seele einem lange verlorenen Klange nach. Und wie gestern hebt sie manchmal den alten, hübschen Kopf, hält ihn ein wenig schräg und späht . . . und ist dann versonnen . . . verwundert . . . und das alte Herz klopft schneller und ist scheu und erschrocken.

Bleibt nicht die Uhr stehen, hält sie nicht spähend den Atem an? Klirrte nicht leise das Fenster?

Denn jetzt müsste heimlich ein Engel kommen, heimlich und eilig, ein kluger Engel vom Himmel, und Roberts rechte Hand führen, die in der Bibel blättert.

Siehe, sie blättert rückwärts. Nun macht sie halt bei Moses hoher Gestalt . . . jetzt schlägt sie zurück ins Zeitalter der Patriarchen . . . Robert, Robert, willst du an das Hagarkapitel tasten?

Da schlägt er es auf.

Die Austreibung! Ein grosses Bild.

Die Hand sinkt zurück, er blättert nicht weiter. Die Augen starren auf das Bild, das Gesicht wird finster, ein düsterer Schatten liegt über Augen und Stirn, die Mundwinkel zucken.

Er sieht den Abraham, den bekümmerten, mitleidigen, ach, so schwachen Mann, er sieht die Hagar stehen in ihres Leibes Schönheit, die sie dahingab dem Manne, der sie nun vertreibt, sie und die Frucht ihrer Aufopferung, ihren kleinen Sohn Ismael, er sieht die triumphierende, mitleidslose Sara.

Da ballt er die Faust, und ein höhnisches Lachen bricht ihm vom Munde, und er sagt:

"O dieser — dieser war kein Gerechter! Ein Feigling war er, ein Lump war er!"

Der alte Hellmich und seine Frau zucken zusammen. Auch sie haben in den langen Jahren das Bild nicht ohne Bitterkeit ansehen können. Wenn sie in der Bibel blätterten, haben sie es meist überschlagen. Es griff zu sehr an ihr eigenes Leben. Aber es sind fromme Leute, und so sagt der alte Hellmich:

(Fortsetzung folgt)

Keine Wandlung ohne eigene innere Umwandlung! Wenn in der Stille der hochheiligen Wandlungsaugenblicke alle in der Kirche den Atem anhalten, dann flüstert dir ein Engel in die Seele: "Da oben auf dem Altare ist nicht mehr Brot und nicht mehr Wein. Darum darfst auch du nicht mehr der alte sein!" Die Kinder in der Schule lernen: "Die Gaben wirst du wandeln—in Christi Fleisch und Blut.—Woll' ähnlich mit uns handeln —mach all uns fromm und gut!"

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XIII. April, 1945. No. 7.

● The Oblate Fathers and the staff of the Marienbote wish to extend sincerest wishes for a most joyous and blessed Easter to all their friends, subscribers and advertisers. The Lenten season has come and gone. For many of us it may have been a most penitential period. However, if we have really had the spirit of the season, the Feast of the Resurrection of Our Lord will now compensate us. The true spirit of Easter is one of real joy and this is what we wish all of you.

● Though the Feast of Easter is well-known to everyone, yet there are many to whom the 'Gospel Story of Easter" will explain many a mystery. Those of us who have grown up in the faith will certainly appreciate this simple, concise description of that first "Easter-morn".

● "At the Rising of the Sun" from the pen of Leslie Rockwell is a story about a doctor's devotion to his people. This may well be an inspiration for many who feel the tug towards one thing but are bound by duty and conscience to do something else.

● Much has been said and written about the good which the younger generation can do in a "hide-bound" world. Everyone looks to the coming generation to take a hand in running things and expects them to do better than their forefathers. H. C. McGinnis sends forth "A Call to Catholic Youth" of whom he expects much in the future.

● We have had many comments about the feature "The Medical Corner." In the present issue, the Doctor not only speaks about vitamins and food (interesting too), but he once again invites you to write to him about your ailments or physical difficulties. But perhaps you had better read his Corner and see for yourself what he has to say.

● Some years ago when the cost of living was soaring upward and work and wages scarcely to be had, the Marienbote in comman with other magazines adopted certain practices which would help the faithful reader in his difficulty. After all who could resist letters such as this: "I like the Marienbote and I want to read it every month. Just now I am out of work and haven't a dollar to pay for it. As soon as I get a job you'll receive my subscription again." And so we carried many a subscriber over. Most of them were grateful: no one was the loser. Perhaps we have over-done it. Certainly we have been "carrying" some for the past year who could easily have paid their subscription in advance. We are therefore going to check over our mailing list again and bring it up to date. May we count upon your co-operation if your subscription is in arrears by sending us your renewal soon? Thank you.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

"It Can't Happen Here"

Possibly there is but one name which is despised the world over—and that name is Judas Iscariot.

Though we are never permitted to proclaim a man's final reprobation, Judas Iscariot would seem to be an exception to this rule. Our Lord Himself has said: "It were better had he never been born."

Yet even here we must apply the old proverb, "Do not spill the child with its bath." Legend tells us that Judas Iscariot came of a good family; that our Lord worked miracles in favor of his parents. We are led to believe that he had had a good training. This much at least is certain: Our Saviour chose him to be one of His Apostles. This is sufficient proof that he once was good, that his heart was generous, and that there was once a time when his soul was moved by noble impulse and high resolve.

Whatever can be said in his defense does not hide the fact that he shares the blame for the foulest crime in history. His treason was the immediate occasion for the Passion and Death of the Saviour.

And yet, it can be said with certainty, that he did not want Christ's death. He wanted money, not blood. His was the mistake of a man who lights a fire, fans it to flame, and then bids it stop burning. He coddled a passion which he thought would never pass beyond his control. He planned cleverly and played fast and loose with the passions and prejudices of evil men. The ultimate actions of such elements are beyond the shrewdest reckoning of the human mind.

For his deed, we have only loathing: for the man, we have only pity. His fate, horrible as it is, ought to be a red light on every man's road of destiny. a

"It can't happen here." — The French aristocracy might have said it before the revolution. Mankind said it before it plunged itself into World War II. Possibly you are saying the same thing as the horrible picture of Judas looms before your eyes.

The wise man, however, searches his heart, strikes his breast and says, "It can happen here." He knows that human nature, when deprived of the grace of God, and ruled by passion, is capable of anything. He therefore fears the humours and impulses of his wayward heart and places his hope and trust only in God.

★

Easter Joy

How is it possible that one can be saturated with Easter joy in church, and be drained of it during the rest of the day? How is it possible for a Catholic, worthy of the name, to draw a line between religious duties and ordinary daily activities? If Easter joy is true, springing from a living realization of what redemption is and means, it does not easily let go of the soul. If it does, you can be sure it wasn't true Easter joy but something brought on by festive services, decorations or music.

Genuine Easter joy is enduring. It clings to the soul through thick and thin in every day life. It forces its rays of light through the darkest sorrow. Its strength is equal to the heaviest burdens. It is founded on faith, sustained by hope, developed by love. It characterizes the true followers of Christ and marks them as the privileged of God.

A crushing pall of darkness has settled upon the world and few there are who can discern the path. Happy and blessed are those who can sing a full-throated heaven-born alleluia in the midst of worldly chaos . . . ah, they are the children of light, indeed.

THE GOSPEL STORY OF EASTER

Edward F. Siegman, C.P.P.S.

Easter joy pours into our soul as quietly as the first light of day leaps over the hill to glitter upon the empty tomb of the Risen Saviour. The day of the triumphant Christ is the day of Christian joy. Through the long hours of vigils and fasting and penance we felt the sharp compassion of the Lord's healing hand. But now the fever of sin is quieted; the enigma of our life was resolved beneath the cross on Good Friday. Now we are prepared to receive the simple Christian joys. The consciousness of our risen God flows through us like a river in its course and we know that hap-happiness and holiness are one.

On this feast we cling gladly to the simple Gospel narrative of the event commemorated. We desire nothing more; nothing less could satisfy us. The clear, simple words, carrying their burden of divinity, are abundant food for the soul risen with Christ. Today we have no need of the fanfare of rhetoric or the imagined scenes with which biographers would bolster the Gospel story. For however brief the account, with love and faith we handle each word, come to know its significance, and realize how generous is the glorious Saviour.

With the simplicity of life itself the evangelists tell their story. Early on Easter morning, accompanying the dawn, a violent earthquake shook the garden where the guards stood watch over the sealed tomb. Already frightened, terror completely possessed them when they saw an angel descend from heaven and roll back the stone that was the door of the sepulcher. Immediately they fled.

But Jesus had already risen. The evangelists make it clear that He had come forth from the tomb before the stone was rolled away. Just as He had left the womb of His Blessed Mother to begin His life of suffering without breaking the seal of her virginity, so now He enters upon His glorified life without breaking the seal of the tomb. Whether this took place soon after midnight or just before the earthquake in the early morning we have no way of knowing. Whenever it might have been, we think of Jesus immediately appearing to Mary. For no son has any glory or triumph that is not shared by his mother. But the evangelists tell us nothing of Mary beholding the glorified body of her Son, sharing the tokens of His victory. They have left it her secret.

Life and death cannot be discussed independently of each other. The story of the resurrection contains the story of Calvary, the death of Jesus. For only after that death hour upon Calvary did sinful man cease pursuing the Saviour Who had come to save him.. Only when red with blood and cold in death was rest given to that precious body that spent its energies in love. A few faithful souls remained to accompany the body of Jesus to its resting place. Since the Sabbath was near, the careful preparation of the body for burial that was customary with the Jews had to be postponed. For all work after sunset on Friday was strictly forbidden. The body was hurriedly wrapped in linen cloths with spices. Joseph of Arimathea offered his own grave for the burial; perhaps because it was close by the place of crucifixion. Jesus' tomb was like those that are still found in the neighborhood of Jerusalem today. It was a small square room carved in solid rock. Beyond this was a similar room with a shelf for the corpse hollowed into one side of the rock. The entrance to each room was a low doorway which could be closed by a heavy disk of stone which



rolled back into a groove along the front of the chamber. Here for a few hours lay the precious body of the God-Man.

The holy souls who had loved Jesus to the end would wish to complete the anointing of His body when the Sabbath was ended. Since this was at sunset on Saturday it was impossible then to perform this work of love. So very early on Sunday morning, the group of pious Galilean women who had stood beneath the cross two days before hastened to the sepulchre. They were as anxious to show their love now as they previously had been during Christ's public life.

Mary Magdalene, from whom Jesus had cast seven devils, is the first of these holy women whom the evangelists mention. She must not be confused—as is done so often—with the sister of Martha and Lazarus, or with the unnamed prostitute who on one occasion washed Jesus' feet with her tears. The Gospels never speak of her as a sinner. The fact that she had been grievously possessed by devils implies no guilt on her part whatever. But it explains why she was so grateful to Jesus Who had freed her from this monstrous affliction.

The second to be named is Mary, the mother of James, the Apostle who became the first bishop of Jerusalem. She was the sister-in-law of our Blessed Mother. Salome and Joanna were also with the two Marys. Salome was the mother of St. John, the beloved of our Lord, and of St. James the Elder who was the first Apostle to suffer martyrdom. It is interesting to note that Joanna was the wife of Chusa, who had an influential position at the court of Herod Antipas. Christ numbered followers even in the iniquitous court of that Herod who had mocked Him and put St. John the Baptist to death!

In their eagerness it had not occurred to the women that so early in the morning they should hardly find the necessary help for rolling back the heavy stone from the mouth of the tomb. After having discussed this on the way they were indeed surprised upon their arrival to find it removed—all but Magdalene, for her keener intuition warned her that something unusual had occurred. Without hesitating to investigate she ran back to tell the Apostles. The other women entered the tomb. They were amazed to find not the dead body of Jesus, but a young man clothed in white, whom they recognized as an angel, as soon as he spoke. But what message he had for them! Their ears were the first to hear those words that have been the exultation and hope of millions of Christians: "Do not be terrified. You are looking for Jesus of Nazareth, who was crucified. Why do you seek the living one among the dead? He has risen, he is not here. Come, see the place where they laid him. Remember how he spoke to you while he was yet in Galilee, saying that the Son of Man must be betrayed into the hands of sinful men, and be crucified, and on the third day arise. But go,

tell his disciples and Peter that he goes before you into Galilee; there you shall see him, as he told you."

Trembling with fear and joy the women set out for the city. But meanwhile Mary Magdalene had announced the empty tomb to the Apostles, and Peter and John were hurrying back with her to the garden. John was the first to reach the tomb, but deferentially waited for the older Peter, who entered the entrance of the tomb and stooped down to investigate the inner room where the body of Jesus had been laid. There was only the linen cloths in which He had been wrapped. In wonderment Peter and John left and returned to Jerusalem. Magdalene remained; she could not leave the spot, but stood there weeping. Once more she looked into the tomb. This time two angels were sitting there.

"Woman, why art thou weeping?"

"Because they have taken away my Lord, and I do not know where they have laid him." Just then she heard someone behind her. It was Jesus, but her tear-dimmed eyes could not distinguish.

"Woman, why art thou weeping? ... Whom dost thou seek?"

Thinking it was the gardener, she cried impetuously: "Sir, if thou hast removed him, tell me where thou hast laid him, and I will take him away."

"Mary!" The evangelists may reproduce the word that Jesus spoke, the single word, but they cannot reproduce for us the soft, tender, pleading tone. Mary fell to her feet. "Rabboni!" She wanted to embrace His feet, to wash them with her tears and kiss them, as the sinner had done, as Mary of Bethany had done. But Jesus stepped back: "Do not touch me, for I have not yet ascended to my Father, but go to my brethren and say to them, 'I ascend to my Father and your Father, to my God and your God.' " The words of Jesus have puzzled all who have read them. They sound cold, distant. But it had to be so. There was nothing blameworthy in Mary's attitude of love and gratitude, but it was imperfect. It was addressed to Jesus' humanity rather than to His divinity. Henceforth there should be a change in her relations with the Christ. The old familiarity would be gone. She must tell the Apostles, that although He had not yet gone to the Father, He would soon go. When He goes, there will be another intimate union formed, but of a different nature, freed from all human contact. How close, indeed, that new union! The union of Christ with all the members of His Church, the even closer union with the soul in Holy Communion!

Pope St. Leo remarks that the "days which He passed on earth between the resurrection and ascension were not days lost as far as the revelation of mysteries is concerned. It was then that He breathed upon the apostles and infused the Holy Spirit, that He placed Peter above the others and confided to him, with the keys of the kingdom, the care of His flock." Easter day itself was one of the most important for the revelation of mysteries. Later in the day Christ appeared to Peter, then to the two disciples on the way to Emmaus. Even before they recognized Him in the breaking of the bread, their "heart was burning within them while He was speaking ..." Hardly had they returned to Jerusalem to impart the great news, when they saw Jesus again, this time as He appeared through closed doors to the Apostles in the Cenacle. At this solemn moment He gave them the divine power of forgiving sins. Was it not befitting that His first official act upon rising from the dead should be the conferring of power to forgive sins which He had conquered by His death and resurrection?

Much more of what Jesus did and said on that first day of His glorified life we should like to know. Still, enough has been written to ground our faith, to strengthen our hope, to inflame our love. "For whatever things have been written have been written for our instruction, that through the patience and the consolation afforded by the Scriptures we may have hope." (Rom. xv, 4). Especially at Eastertime do we know the meaning of this hope. The forty days of Lent have shown us how bitter are the smart and efficient flavors of the world. But now we can know the saviour and strength of the Body of Christ, the glorified Body which is the pledge of our own resurrection.

Canadian Sunset

Oh, see the glorious sunset!
Soft clouds of silk and gold,
While sunbeams all their splendor
In evening skies unfold.

Oh, thus may life in closing
Be peaceful and sublime,
As yonder glowing sunset
We watch at even-time.

—Prairie Blossoms.

AT THE RISING OF THE SUN

Doc Healy was worn out. Sitting beside the fireplace in the dining-room, he felt as though the cares of the world lay upon his shoulders.

There was nothing fancy about the Healy dining-room. Its rug was faded and worn; its mission oak furniture scarred and out-dated. For Doc Healy was a country doctor, one of those country doctors whom everybody loved and after whom they named their babies, but who was too often paid with promises and thank-yous. A hard existence, even under the best conditions, and Doc Healy's patients lay scattered over miles of desert land.

As his good wife cleared away the supper dishes, she glanced at Doc tenderly. His slippered feet were stretched toward the fire, his eyes closed. Trying in one short hour, he was, to catch up with two nights' loss of sleep.

"Tired, Dad?"

Doc opened his kindly blue eyes. "I'm dead. This has been a particularly hard week. Mrs.

by Leslie Rockwell

Aaron and Mrs. Peterson both having their babies at the same time. And the little Davis girl coming down with pneumonia just when I had both hands full. Then all those young boys leaving for camp and having to be examined — that was especially hard. It gets me, Mother — seeing those youngsters leaving — so eager and so full of life — and knowing that some of them won't be coming back. I tell you, it gets me."

Quietly Mrs. Healy answered, "I know."

And although neither voiced the words, each knew what the other was thinking. They were thinking of Bennie, their own boy, Bennie, who was serving with the marines, somewhere in the South Pacific, Bennie, from whom there had been no word in many months.

Doc leaned back in his chair and smiled. He was only fifty-five, Doc Healy. But the light from the frosted glass lamp caught wide banners of silver in his dark hair and brought out deep lines creasing his face.

"Well, I ought to be able to rest a little now. Mrs. Raliegh isn't expecting her baby for another three weeks. And meanwhile there's no one else. Except for old Mrs. Matthews' arthritis and Grandpa Long's rheumatism, I can't see any reason why I shouldn't be able to relax."

Doc's eyes softened as he stared dreamily into the fire. His foot gently prodding a yellow cat asleep on the hearth.

"I just hope I'll be free on Easter. You know, Mother, there's nothing I'd like more than to attend the sunrise services at Comanche Point this year."

His voice was quiet, even. There was nothing to betray the fact that his whole heart was set on attending those services, that he wanted to fulfill this wish as he had never wanted to do a thing before.

"It's been years since I've attended the sunrise services. And I like to go. The peace and sacred dignity of it all does something for a man. I don't know — it's hard to explain. But — well, you understand what I mean?"

Mrs. Healy swallowed hard and nodded.

"I know. A sort of resurrection. It's the time when all things are reborn. The trees and the flowers sending out new life. The whole world awakening after a period of dormancy. And the Easter services help folks to get a fresh grip on

themselves. It gives them new hope, new faith."

"That's it! And I guess you know as well as I do, Mother, that I need hope and faith this year as never before. Besides, it isn't like there was any church here at Shelby's Gulch. It's only once or twice a year that a priest gets around to this isolated place. And when one does come — well, I like to see him. I just hope I can make it to attend those services,"

And once again Mrs. Healy simply nodded.



As the days passed, it began to look as though Doc's wish to attend the Easter services were going to come true. No broken legs were reported; there were no fresh cases of measles. For one whole week the desert country around Shelby's Gulch was astonishingly healthy.

Holy Thursday passed without event. Then it was Good Friday. Holy Saturday.

And that night, after they had just finished supper and Doc was sitting comfortably near the warm fire, the telephone rang. Doc took the call.

A man's frantic voice greeted him over the wires. "Doc, this Mart Raliegh . . ." And Doc felt something cold tighten around his heart.

As he turned from the telephone, his face was strangely gray. "It's Mrs. Raliegh," he said tonelessly. "She's having her baby — tonight. Two weeks ahead of time."

Mrs. Healy said nothing. She knew Doc and she knew the value of silence. Quietly she got to her feet and began assisting Doc into his overcoat.

"It's twenty miles out to the Raliegh place," Doc said, jamming his hat down on his head. "I can't possibly get back till long after dawn."

Long after dawn! Too late to attend the sunrise services.

Without another word, then, Doc grabbed his medicine case and hurried out the door.



The night was purple velvet spangled with silver stars. A soft breeze made Doc's nostrils tingle with the pungent scent of sage. In the distance the ruby glow of a sheep-herder's fire flickered. And from some far outpost, a coyote sounded its lonesome cry. But Doc was heedless to them all. Driving over an oiled highway, his thoughts were bitter thoughts, filling him with unrest.

"Why wasn't I permitted to attend those sunrise services?" he wondered. "It seemed such a little thing to ask. All I wanted was to find relief. Relief from worry and doubt. These months of anxiety over Bennie have sort of shaken my faith. And I thought if I could attend those services, I might recapture it. It's hard to understand sometimes—the way things work out."

All of Doc's troubles suddenly seemed to well up and lay like a stone around his heart. He was still thinking about his boy. It wasn't the cares of the world that had brought those lines to Doc's face. It was Bennie.

Then he turned off the oiled highway, on to a poorly-traveled road, and Doc had to give his whole mind over to his driving. Keeping his eyes fixed on the twin yellow disks of his lights dancing ahead. The road consisted merely of two frozen ruts, pitted with deep chuck-holes. Once out of those ruts, the wheels would be hopelessly imbedded in sand.

Doc had to drive slowly, cautiously. The government hadn't seen fit to allow him a new set of tires and his were all re-treads, worn desperately thin.

Over a dry arroyo the car rattled; clattered across a long wooden bridge that spanned the sluggish Rio Grande. In the darkness, the darker outline of the Sandia Mountains towered vaguely in the distance. With tall spikes of cholla and greasewood and Spanish bayonet standing like ghosts along the roadside.

Then out of the purple night sprang the wavering light from a homesteader's shanty. Doc sighed with relief. The Raliegh place at last!

As Doc slowed down beside the steps, the door was flung open. A man's tall figure looming against the lamplight.

"Hurry, Doc!"

A moment later Doc was inside a tiny kitchen. Following Mart Raliegh toward an inner door.

As he entered the room, a girl looked up from a bed. Her eyes wide and pleading. Her forehead moist with perspiration. And tiny drops of blood stood out where her teeth had bitten into her lip.

"Well, young lady," Doc assured her in his hearty way, "just keep up that courage a little



longer! You're going to come through this with flying colors."

The girl's eyes flickered toward a crucifix hanging on the wall. And she answered gravely, "I ain't afraid."

Doc felt a little abashed. "Faith," he thought silently. "She doesn't need my assurance. If only I had faith like that, I wouldn't be worrying about Bennie. I wouldn't be shaken with fear and doubt.."

It was a hard delivery. The stars were growing pale and the velvet night was turning to silver when finally Doc straightened to his feet. Weary and exhausted.

But Mrs. Raliegh was resting quietly now. And beside the kitchen stove — in a bassinet made from a peach basket — her son was sleeping . . .

★

As Doc started for home, dark circles shadowed his eyes. And the stone weight about his heart was heavier now.

The world was faintly tinged with rose, prelude to sunrise, reminding Doc that he was miles from Comanche Point where the sunrise services were to be held. Doc ground his teeth and pressed his foot down savagely on the gas.

He glanced toward the east. Above the Sandia Mountains, the sky was ablaze with streamers of gold. Gold so vivid that it was like a world aflame.

Doc gasped. Never had he seen a sunrise like this. Abruptly he brought the car to a jerky halt.

A moment he sat there, silently watching the rising sun.

"And they came unto the sepulchre at the rising of the sun . . . and the stone was rolled away . . . and Jesus lived again . . ."

Sharply as an echo, the words sprang from some hidden corner of Doc's memory.

"Dear Jesus," he whispered, "take care of him."

He was thinking of Bennie. And the next moment Doc was pushing open the car door. He stumbled out, involuntarily sweeping his hat from his head.

The sun was higher now, turning the world to molten gold.

And suddenly Doc felt as though Jesus stood there at his side. Almost he could hear the rustle of His blessed robes. Instantly, peace laid its hold on Doc's heart. The bitterness and the unrest were gone.

Humbly Doc stood before an unseen cross, his eyes fixed on the rising sun. There was no priest to give the Benediction, no uplifted chalice to receive Christ's Precious Blood.

But Doc Healy attended the sunrise services, nevertheless. Just he alone with God. There with a soft wind kissing his cheek and the first of the tiny desert flowers bursting into bloom. Little sun cups and golden cactus blossoms and wild daisies the shade of sapphires. The desert was sending forth its Easter colors, blue and gold.

Reverently Doc bower his head. Whispering simply, "Thank you, Jesus."

A moment he stood motionless, his eyes closed, while the peace and quiet of the Easter morn crept over the desert.

At last he opened his eyes; slowly lifted his head. And at the rising of the sun, the rock was rolled away from Doc Healy's heart, and hope and faith lived again.

A Call to Catholic Youth

H. C. McGINNIS

Today's troubled world sounds a clarion call to Catholic youth. Never before did a sick society need an understanding by youth of its problems so badly as it does now. For the end of the war's hostilities will not automatically create that new and moral order of society which the world must have if it is not to become a shambles. Why does the present social chaos call especially to Catholic youth? Let us listen to the words of Pope Pius XI: "In consequence of his high conception of the nature and gifts of man, the Catholic is necessarily the champion of true human rights and the defender of true human liberties; it is in the name of God Himself that he cries out against any civic philosophy which would degrade man to the position of a soulless pawn in a sordid game of power and prestige, or would seek to banish him from membership in the human family; it is in the same holy name that he opposes any social philosophy which would regard man as a mere chattel in commercial competition for profit, or would set him at the throat of his fellows in a blind brutish class struggle for existence."

The current military struggle is only a phase of the great social reformation which must take place before society can float on the even keel of liberty, freedom, justice and charity for all people. In this military phase, Catholic youth is doing its full share. Catholic families can usually offer more sons and daughters to their nation's defense than many non-Catholic ones, for conscientious Catholic parents do not interfere with the laws of God and nature. On battle fronts all over the world, Catholic youth is pouring out its blood freely and many have been cited for acts of sheerest courage and heroism. This is to be expected, for the defense of one's country and home ranks high among Catholic virtues.

But great as are our Catholics' contributions to the war effort, their postwar efforts must be equally great. Furthermore, they must include those Catholic youngsters not now old enough for the armed services and those older ones not serving for various reasons. In brief, society's recreation upon a sound and moral basis will require total Catholic strength. It will also call for the highest kind of courage—that calm, patient, long-suffering courage which cannot depend upon war's high emotions for its inspiration. The remolding of society will be tedious and often discouraging, for all the forces of paganism will be dead set against it. Yet the task is one of those which comprise Christian destiny and we may well be extremely grateful to our Creator that we are born into a time when we can participate in this crucial advance which Christianity must make.

A show-down battle between Christianity and paganism has been brewing for many years. Pope Leo XIII saw its coming clearly and over a half century ago issued stirring calls for social justice and society's re-organization upon that morality which alone can make it permanently happy and peaceful. Pius XI found himself upon its very brink and his Encyclicals prove how accurately he sensed the real issues of the impending struggle. Realizing that the battle for social justice, then in its earlier stages, was in reality one between Christianity's morality and paganism's selfish materialism, he reminded the world that the "social justice so much desired, must be preceded by a profound renewal of the Christian spirit." But it is upon the shoulders of our present Holy Father, Pius XII, that the real burdens of the battle's opening phases fall. Confronted by a world at war, with the very foundations of civilization threatening to crumble, Pius XII earnestly works for those "sentiments of justice and charity so that the so greatly longed for Christian peace among all nations and peoples ... may be consolidated profoundly and permanently."

However, the formation of a truly Christian society can only be led and inspired by papal Encyclicals and messages. The Holy Father sets the pattern for a proper society, but it is the Catholic rank and file which must bring such society into existence. The Church offers a constructive program for the justice for which man-

kind so piteously pleads, but this program will do little good unless every last Catholic worthy of the name gets conscientiously and intelligently behind it. Since paganism is so strongly intrenched, today's older generation can probably do little more than make deep inroads into its lines. It will then remain for today's youth to make Christian morality society's guiding principle.

Agreed that Catholic youth is not only willing but impatient to accept the great Christian destiny offered it, what must it do to properly prepare itself for the successful fulfillment of its responsibilities? For it should be readily apparent that willingness alone is not enough. A willing but untrained soldier is not much use. The problems of modern society are so complex that an intelligent understanding of them is vitally essential to worthwhile efforts. In many ways the spiritual fitness required of the Christian soldier of the future will be much more severe than the physical training now given Rangers and Commandos. If the unchurched majority of the American population is to be won over to the Christian ideals of behavior, the examples set by Christian individuals around them must be above reproach. Equally important, these Christian individuals must be able to reveal to their non-Christian neighbors a discerning understanding of the remedies necessary to bring health to a morally sick society.

This latter requirement means that Catholic youth must acquire a good working knowledge of the principles of Catholic social justice. Not only must the aims and goals of the Christian program for society's happiness be thoroughly understood, but there must also be a keen awareness of the moral hazards which may block its progress. The principles of Catholic social justice can be found in many good books on this subject, books which explain in everyday language the papal Encyclicals and various pastoral letters which set goals for social justice. Study clubs will find profitable topics. The magazine section of the Catholic press carries many articles which discuss and propose remedies for current evils. Diocesan weeklies, which number over 100, also carry timely discussions of existing social problems. Far too many individual readers pass up these more serious discussions, yet they must become the concern of all if morality is to dominate society's activities. Many Catholics do not subscribe to a Catholic magazine. Some who do, make the mistake of believing that their subscription is nothing more than a donation to a good cause and foolishly pass up excellent informative reading as they toss their Catholic magazine aside with scarcely a glance. Three or four Catholic monthlies, chosen to give the family balanced reading, are not too many, yet how comparatively few Catholics take that many religious magazines.

Continued reading of the Catholic press finally develops a broad understanding of Catholic ideals of literature, science, education, and the many other things which affect our daily lives. Catholic youth in preparing itself for the responsibilities ahead, can render a great self-service by acquiring proper Catholic viewpoints which can always be found in Catholic magazines. Since many do not as yet appreciate the great value of Catholic periodicals, such people should be encouraged to become interested in this type of reading. Catholic youth can make its future tasks easier by encouraging a much wider reading of Catholic literature. This can very often be done successfully by marking certain articles, then judiciously selecting neighbors, both Catholic and non-Catholic, to whom the marked articles will appeal. Usually these people will not only read what has been marked for them, but also read other items of interest. Many times a single magazine can serve many readers, if the original subscriber will only take the time to keep it circulating where it will do the most good.

Through every means possible, today's Catholic youth must acquaint itself with the moral hazards which affect the present and the future. A constant eye must be kept on the secular press, much of which is frankly paganistic. Thoughtful Catholics will insist that the editors of their dailies keep their papers clean, not playing up morbid sex crimes and like trash which give wrong impressions of life, especially to younger readers. The radio is another thing which may easily get out of bounds. Many current programs go just as far as radio law permits as they slyly wisecrack in ways which border closely upon the obscene. In many cases, there is far too much emphasis placed upon the alleged sex appeal of certain Hollywood celebrities; while in other cases, divorce is glamorized and the sanctity of marriage and the home belittled. The same thing, generally speaking, applies to the theatre. The press, the radio, and the theatre are powerful forces which can either do much to elevate public morals or else destroy them entirely. Catholic youth must form the habit of keeping constantly alert to these potential dangers and most especially to give support to those crusades which work to keep sexy, obscene and sometimes downright filthy reading matter from being published and sold.

Since juvenile delinquency is becoming an

ever increasing problem which has reached national proportions, Catholic youth must acquaint itself with its causes and take up study of approved remedies. Much of the current juvenile delinquencies are part of that general lessening of morality which seems to accompany war, yet the pre-war period also saw these delinquencies rapidly increasing. Many such cases are results of that sinister campaign which paganism always wages against the home and proper family life. That this is true can be seen from the fact that many cities have been forced recently to adopt curfew laws to keep youngsters off the streets after certain hours. That many parents have failed to exercise their proper responsibilities, thus making police regulations necessary, shows how far the disintegration of the American home has proceeded. Our daily papers recount increasing numbers of cities in which bands of young hoodlums roam the streets threatening life and property. In some places, local police have been severely taxed to cope with them. These cases are dire forebodings of the future, showing a strain of growing lawlessness which, if unchecked, will surely lead to serious social consequences.

Most of the answer lies in strengthening the proper conception of home life, but in slum districts there must be better kinds of child welfare work, public welfare administration, and much community organization for the purpose of raising social standards. Successful work along these lines requires much study of conditions and remedies. This study can best be done in study clubs under the guidance of a priest. Neighboring clubs combine, upon occasion, to hear talks by experienced social workers, juvenile court authorities, and others interested in social welfare.

But there must be more than an interest in social betterment if tomorrow's society is to conform to Catholic ideals. For real justice to reign in all aspects of life, religion must inspire men's hearts. All true justice is dependent upon the religious principle. The attainment of this justice poses a serious problem in a nation in which over half of the population is unchurched. This means there is a definite apostolate calling to Catholic youth. In a democracy like ours, the national standard will be the standard of the majority. This means that to have a Christian nation, the majority of the people must be Christian, otherwise paganism will win through sheer representative strength. Much of the responsibility for making this nation Christian lies directly upon today's Catholic youth. The war over, young Catholics must continue to serve their God and country as they are now so nobly doing. The reward for service is always more service.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

Hello, Dear Reader!

To-day I am going to ask you the 64 dollar question. Are you ready? To what class of vegetables do rickets, scurvy, beriberi and pellagra belong? You are right! They are not vegetables but diseases caused by a lack of certain vitamins. Here's your 64 bucks.

Yes, Dear Reader, the diseases I have mentioned are known as "deficiency diseases" and are caused by a lack of vitamin D, C, B1 and B2, in the order mentioned. These mysterious compounds are essential in our daily diet, if normal growth is to take place. If you completely remove vitamin A from the diet of a growing child it will soon stop growing and will develop a severe eye condition known as xerophthalmia. Furthermore, it will eventually become colour-blind and an easy prey to every infection that comes its way. In fact one could not call it a healthy child at all. Very much the same can be said of the other vitamins.

Our knowledge of vitamins is not as old as you might think. Our present generation must be credited with their discovery, although rickets and scurvy existed centuries ago, but no one seemed to know why sunshine and lemon juice cured them. These dramatic and conclusive discoveries have demonstrated the serious consequences of vitamin deficiencies to both man and animal. The advertising and vitamin-propaganda in recent times have made the world vitamin-conscious to the nth degree. Cows and chickens are nowadays irradiated with ultra-violet light to give us milk and eggs rich in vitamin D. Firms are adding vitamins to lipstick and face-powder, vitamins to face-creams, vitamins to hair lotions and even to beer. To give us an added vitamin supply? Just humbug, that's all. Just so much piffle to catch the dollar of the ignorant public, ignorant in the sense that the general public knows little or nothing about vitamins. How many of us, when we wish to listen to our favorite radio program, are forced to swallow the cackle-cackle of a soap-sud opera?

Day in and day out we are forced to listen to the sinatral butchery of immortal song during a liver-pill program, the yodelings from the froggy throat of a cow-boy who isn't a cow-boy, or to the un-catholic and immoral family relationships

pushed down our throats by a manufacturer of soap-snow or kidney pills. What a world! Why is it that the radio does not concern itself just a little more with matters of health, with things, for instance, that would be conducive to purer thoughts and to a more wholesome society? Why is it? We always ask the same questions and invariably get the same answers. Is it any wonder that the world to-day is a raging inferno of war and civil strife, without a goal in view, without even an iota of common horsesense behind it all! Our religion tells us that a certain thing is wrong and a government or an individual stands up and tells us that it is right. This modern world has gone nuts. It has lost its sense of direction.

Remember that each vitamin has its specific place in modern medical treatment and no form of advertising over the radio or in the newspapers should influence you to become followers of the vitamin-craze. Let your doctor decide which vitamin is necessary for you and for your children. Any manufacturer will grab the chance to make a million by using a new drug or a new invention as his slogan. Even the Sulfa drugs and the still newer Penicillin are already being played up in the papers and over the radio as cure-alls, when the medical profession does not even know the full extent of their curative value. In matters of health and disease, let yourselves be guided by the advice of your family physician, for, of what use is good health if we wilfully allow it to be dragged into uselessness by disease.

Let me impress upon you a few more facts about vitamins. I will discuss them each in turn in my next article. Staring at us through the present-day vitamin jungle are these important facts: Firstly, we must not forget that the vitamin-deficiency-diseases of to-day are largely manmade. By this I mean that they are the direct result of our overcivilization in the kitchen and largely due to our over-refinement in the preservation of foods. We forget that a well-balanced diet is as necessary as the water we drink. Secondly, we also seem to forget that the vitamins are widely distributed in the foods that we eat and in sufficient amounts to keep us healthy. It is not so much a lack of the proper vitamin that determines a deficiency disease as a properly balanced diet in the first place. Our modern family has become too vitamin-deficiency conscious, so much so that it forgets the necessity of proteins, fats and carbohydrates in the diet. Without them existence is impossible and if they are given in the proper amounts we need not worry about the lack of the essential vitamins. Vitamins are not lacking in the natural foods, for the animals around us prove this fact, but they are cooked and sterilized and pasteurized out of existence. In any case, the human race as a whole has not greatly suffered for lack of vitamins. They are of too recent discovery to have had much effect upon humanity 3,000 years ago. I simply mean that the human race has nicely survived even though it knew little or nothing about the existence of vitamins. Granted that Canada might have been discovered some centuries earlier, had it not been for the dreaded scurvy on long sea-voyages; granted, too, that the world could boast of a few more Chinese, if it had been discovered earlier that polished rice killed a lot of them. But what of that? In modern times we stuff our children with vitamins. Our ancestors gave us three square meals a day. In the final analysis we have to say "hats-off" to our predecessors for having given us those three square meals. Don't you think so? We are pretty good specimens of humanity, are we not, even though our grandparents knew nothing about vitamins? So what!

Be sure to read this column next month, that is, if you are interested to learn a bit more about these food essentials we call vitamins. So long!

QUESTION BOX

Dear Reader! For some reason or other the readers of this Medical Corner are not asking very many questions. I take it that the reader is shy to do so, or is it because I have not brought what the reader wants? Let me make you a proposition. Suppose you sit down right now and make a list of what you are interested in, and mail this list to me at Cudworth. You need not sign your name, you do not even need to initial it. It would be a great help to me, you see, to know what you would like to read. I wrote in the October issue of the Marienbote that I do not want you to write to me personally. That is just what I meant. I certainly would not have the time to conduct a medical department by correspondence. But I did want you to send your questions to me personally. If you misunderstood me, how about some questions right now? At the start I was under the impression that a medical Question Box would enable me to cover a lot more ground, since I can bring you only 12 articles a year. How about it? Let's give the Marienbote a boost, even if the editors will have to enlarge the issue to accommodate your questions on medical matters. I will answer your questions, provided that they are not too tough, if you will ask them. I expect a lot more questions from now on, so let's go.

It May Interest You



Lack of Zeal

Too many lay Catholics, writes John Moody in "Truth", seem to go through life tacitly assuming that if a man is not a Catholic he never will be one. Even if he shows active interest and asks questions, their impulse is to "change the subject" as quickly as possible. This is not true of all, but it is true of too many.

From personal experience I know this to be so. Years ago, long before I became a Catholic, I was "interested", and on more than one occasion mentioned this fact to Catholic friends, expecting at least a little interest to be shown in so startling an admission. Not that I ever wished to engage in controversy or argument. What I was looking for was a little urging from Catholics to look further into the matter. But I do not remember that any lay Catholic to whom I ever broached the subject, displayed any particular interest, or seemed anxious to help me. They usually would say something like this: "That's interesting; I'm glad to hear it"—and then talk of something else. Perhaps some of them would answer a few questions, but I always got the impression that they did not take me seriously.

Only one man ever made the concrete suggestion, "Go and talk to a priest." But I knew no priests, was naturally diffident about approaching a priest in "cold turkey" style; and my friend did not volunteer to put me in touch with one. Another Catholic told me to "see a Jesuit." But he knew no Jesuits and neither did I. Moreover, having imbibed in earlier life the notion that all Jesuits are "dangerous" (a Protestant obsession), this advice set me back a little. But I now am sure that if some Catholic friend had volunteered to put me in touch with a priest, my approach to the Church would have been greatly accelerated. As it was, I simply went on laboriously reading myself into the Faith, which took a long period of time. The first priest I ever spoke to in my life was the one who received me into the Church.

A NURSE'S PRAYER

Up to the heavens
  Starlit and bright
Looked I one silent
  Slow-passing night.

While I was watching
  The short, feeble breath
Of one who was losing
  His struggle with death,

Strange, fervent feelings
  Arose in my heart —
I prayed for the spirit
  About to depart.

"Father in heaven
  Have pity on him
Whom Thou hast created
  And Jesus redeemed."

—Prairie Blossoms.

THE FUTURE GOAL

You may think great thoughts for the future; you may fashion and build and plan;
But you never shall see your dreams made real, save you work with your fellow-man.
Stand off by yourself with your dreaming, and all of your dreams are vain;
No splendor of soul or structure can man by himself attain.
'Tis willed we shall dwell as brothers; as brothers, then, we must toil;
We must share in a common purpose, as we share in a common soil;
And each who would see accomplished the dreams he is proud to own,
Must strive for the goal with his fellows—for he cannot reach it alone.

The Question Box

Only signed letters will be answered

I am a Catholic; both my parents are Catholics. I was brought up as one and would not for anything leave my religion. However, there are a few things I cannot fully understand about our faith. One is confession. Is there any place in the bible where it says that one should confess to a priest? I believe in feeling sorry for one's sins, and asking God's pardon and help. Can one be a Catholic and yet not have to confess to another sinner?

We do not find it explicitly stated in the bible; but we do find in the bible that our Lord told the apostles He would give them a power that would bind on earth and in heaven, and we do find that after His resurrection He fulfilled His promise. In his gospel St. John records how our Lord coming to the apostles assembled in one room, greeted them with the words: " 'Peace be to you! As the Father has sent me, I also send you.' When he had said this, he breathed upon them and said to them, 'Receive the Holy Spirit; whose sins you shall forgive, they are forgiven them; and whose sins you shall retain, they are retained' " (John 20:21).

Thus Christ, Who at various times showed that He had the power to forgive sins, granted this power also to the apostles. Now, God does not do anything in vain; since He gave this power to the apostles He must have expected that they should make use of it. Yet how could they forgive or retain if they did not know the sins, and how would they know them unless the individual person manifested his sins to them? It is evident then that Christ wanted those who desired to have their sins forgiven to manifest them to the apostles. Tradition tells us that this is the way in which the early Christians understood the institution of the sacrament of penance and made use of it. Now, what Christ instituted for the early Christians and the power which He gave to the apostles was to be handed down to their successors—since the need for forgiveness of sin would remain the same up to the end of time even as in the first centuries.

And so today the priest has that same power of forgiving and retaining sin which was once given to the apostles. It is given to him on the day of his ordination; the very words of Christ are used by the ordaining bishop.

It is true that perfect contrition will obtain pardon for sins before confession, but there still remains the obligation of confessing. And when we confess to the priest, we still must have sorrow, for even the words of absolution cannot profit us unless we are sorry for our sins. We ask God's pardon and we obtain it. We are certain of having obtained it through the ministrations of the Father confessor—who takes the place of Christ. But he cannot act as judge unless the penitent reveals his sins.

It is impossible to be a practical Catholic and not make use of the sacrament of penance. The priest is fully aware that he, like the penitent kneeling before him, is a sinner. Like any lay person he too kneels before another priest, manifests his sins and begs absolution from him. Every bishop and also the Holy Father does the same.

I venture to say that your trouble is not so much in accepting this teaching as in finding it difficult for some reason or other to confess. You wish there were no obligation to do so. If my conjecture is correct, my advice is to present your difficulty to a priest sometime. He may be able to explain it away and you will find greater consolation in the reception of this sacrament. When accepted in the right spirit it is truly a source of great consolation.

Do the stations of the cross have to begin on a certain side of the church? Say for instance, as you go up the main aisle in the church, do they have to begin on your left side? I have noticed that in some churches they start on your right side.

The stations may begin on either side of the church—on the gospel or the epistle side. Care is generally taken that the figures in the pictures are shown to be going forward in the direction which leads them toward the crucifixion—not, as sometimes happens, that they appear to be walking backwards.

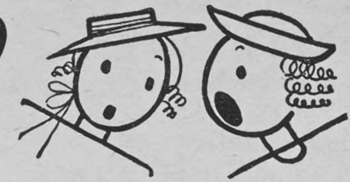
Should those about to enter marriage go to confession and receive Holy Communion at the marriage?

No doubt you mean a Catholic couple. Matrimony is a sacrament of the living, and thus to receive this sacrament worthily it is necessary that the recipients be in the state of grace—for whoever receives it in the state of mortal sin commits a sacrilege and deprives himself or herself, until reconciled with God, both of the sacramental grace and of the spiritual assistance derived therefrom. Hence if a person has lost the grace of God through mortal sin, he or she should, in order not to draw down the curse of God, recover grace by a good confession—or, if that is impossible, at least by perfect contrition and then go to confession as soon as possible afterward. It is highly recommended that those about to get married receive the sacrament of penance even if they have no mortal sin on their soul; they should be married during a nuptial Mass and receive Holy Communion. Even if the special nuptial Mass with its beautiful prayers is for any reason impossible, the bridal couple should receive Communion.

Will you kindly tell me where the ascension of our Lord took place?

Probably it took place on Mount Olivet, since the gospel tells us that the apostles returned to Jerusalem from the place of our Lord's ascension. Tradition designates this site and on this mount a magnificent church has been erected to commemorate the sacred event. It seems reasonable to believe that our Saviour willed to bring His earthly mission to a glorious ending at the place where His terrible agony and bitter passion began.

Have you heard these?



The pupil was asked to paraphrase this sentence: "He was bent on seeing her."

He wrote: "The sight of her doubled him up."

"Oh, mother, Billy and I are playing circus. He's an elephant and I'm a monkey. Do come and play circus with us."

"But what can I do?"

"You be the kind lady who feeds the animals peanuts."

"I'm looking for a criminal lawyer. Have you one in this town?"

"We think so, but we haven't been able to prove it yet."

While working on a scaffolding a brick-layer fell forty feet to the ground.

"What's this?" he gasped, when someone placed a glass to his lips.

"It's only water," he was told.

"Water," said the man, "Water! How far must a bloke fall before 'e gets whiskey?"

The professor of chemistry was giving a lesson on the powers of different explosives.

"This," he explained, "is one of the most dangerous explosives of them all. If I am in the experiment, we are liable to be blown through the roof. Kindly come a little nearer, so that you may follow me more closely."

He: "Why didn't you answer my letter?"

She: "I didn't get it, and besides I didn't like some of the things you said in it."

"Dearest Annabelle," wrote Oswald, who was hopelessly in love. "I could swim the mighty ocean for one glance from your dear eyes. I would walk through a wall of flame for one touch of your little hands. I would leap the widest stream for a word from your lovely lips. As always, your Oswald."

"P.S.—I'll be over Saturday night if it doesn't rain."

Little Mary's father had spanked her. That night when she said her prayers, she concluded with the petition:

"And please don't give Daddy any more children. He don't know how to treat those he's got now."

"They say Mrs. Binks plays golf like a man."

"She should be ashamed to use such words."

"My worst sin," she sighed, "is vanity. I spend hours every day admiring my beauty."

"That's not vanity," her friend replied. "That's imagination."

Visitor: "Will you walk with me to the street car?"

Little Boy: "No, ma'am, 'cause mother said we'd eat as soon as you left!"

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,316.75
Miss Laura Brausen, R.N., Melville, Sask.	4.00
Mr. Ed. Kosolofski, Humboldt, Sask.	5.00
Mrs. Joe Gress, Melita, Man.	5.00
Ein Leser von St. Benedict, Sask.	20.00
Mrs. Carl Bartsch, Salvador, Sask.	2.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. Alex Weinkauf, Primate, Sask.	1.00
Total to date	$1,354.75

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT
for a
BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY
for a Relative or Friend
is a year's Subscription to
THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....